

Patrick B. Rau

Unwillkommene Widerfahrnisse

Alle Rechte vorbehalten.

Patrick B. Rau Buch 2013

buch@patrickbrau.de

<http://buch.patrickbrau.de>

UNWILLKOMMENE WIDERFAHRNISSE

Wir waren bei ihr. Ich lag auf ihrem Bett, die Beine lang ausgestreckt. Es war Nacht. Ihre Nachttischlampe brannte und beleuchtete uns schwach. Selina saß mit gespreizten Beinen auf meinen Oberschenkeln. Sie war nach vorne gebeugt und mit ihrer linken Hand stützte sie sich auf meinem Oberkörper ab. Mit der rechten Hand streichelte sie mein Glied. Ich war erregt. Sie legte sich auf mich und kam mit ihrem Gesicht bis an meines heran und flüsterte mir etwas ins Ohr. Ihre Stimme klang nicht ganz so hoch und fiepend, wenn sie flüsterte. Ich umarmte sie fest, presste ihre Brüste gegen meine und war überhaupt bemüht, etwas zärtlich zu ihr zu sein. Dann richtete sie sich wieder auf, umgriff meinen Penis und führte ihn langsam in ihre Vagina ein, wobei sie mich mit ihren großen, etwas dümmlichen Augen anblickte. Langsam begann sie damit, ihre ein wenig zu breiten Hüften zu bewegen. Durchaus unrythmisch und un gelenk war das. Meine Hände ruhten auf ihren weichen Schenkeln. Ihr Atem wurde lauter und schwerer. Sie ließ den Kopf nach hinten fallen und die strähnigen, langen Haare fielen am Kopf vorbei auf ihren Rücken. Sie bewegte ihren Unterleib nun schon schneller. Ihre Brüste mit den großen Brustwarzen hüpfen im Halbdunkel auf und ab. Ich sah sie an, konnte erkennen, wie ihre Wangen gerötet waren, und empfand in diesem Moment nichts als Verachtung für sie. Ich wollte befriedigt sein. Mit einem Ruck erhob ich meinen Körper und schob sie von mir herunter. Ich packte sie und drehte sie mit dem Gesicht zur Wand. Dann drückte ich ihren Oberkörper hinunter und drang von hinten in sie ein. Sie ächzte leise. Ich stieß fester zu. Sie stützte sich mit ihren Armen ab. Ich legte meine aufgespannte Hand in einem festen Griff um ihren Hals, während ich unaufhörlich weiter in sie drang. Ein Zucken ging durch ihren Körper. Sie versuchte ihren Kopf zu heben. Meine Hoden klatschten gegen ihren Körper.

Ich beugte mich nun kurz nach vorne, umfasste ihre Brüste und stieß dann so schnell zu, wie ich konnte. Ihr Schweißgeruch lag in der Luft. Unsere Körper rieben sich aneinander. Ich machte immer weiter, bis ich schließlich kam und erschöpft von ihr abließ. Ich vergrub mich unter der Bettdecke und wir sprachen kein Wort mehr in dieser Nacht.

Ich war einunddreißig Jahre alt. Ich lebte in der Stadt. Ich studierte an der größten Universität des Landes mit dem Ziel, das Doctorat Total abzulegen, den höchsten und umfassendsten Abschluss, den es in meinem Land gibt. Die Regelstudienzeit

beträgt zwölf Jahre. Ich war in einer Beziehung mit einer jungen Frau namens Selina. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt.

Am Morgen frühstückten wir gemeinsam. Ich war zum Bäcker zwei Straßen weiter gegangen, nachdem ich aufgestanden war. Ich brachte Croissants für uns beide mit. Sie aß ihre mit Brombeermarmelade. Ich beobachtete sie, wie sie eine dicke Schicht von diesem Brotaufstrich, bestehend aus mit Zucker eingekochten Früchten, auf ihrem mondsichelförmigen Gebäckstück verteilte. Abstoßend. Sie lächelte mich an und biss mitten hinein. Ihr Mund war großräumig verschmiert. Ich aß mein Croissant wie immer ohne Aufstrich. Dazu tranken wir einen Darjeeling. Es war Sonntag. Wir hatten den Morgen verschlafen.

Ich hatte sie an der Universität kennen gelernt. Sie studierte Mathematik und wir mussten beide den Analysis-Kurs besuchen. Wir saßen in der Vorlesung regelmäßig nebeneinander und wir kamen ins Gespräch, als wir uns beide amüsierten über eine Gruppe von Kommilitonen, die nicht in der Lage waren ein einfaches Taylorpolynom zu berechnen. Dass diese geistigen Tiefflieger es überhaupt an die Universität geschafft hatten, war schon ein Skandal für sich. Darin stimmten wir überein. Wir begannen eine Diskussion über einige Feinheiten der Differentialrechnung und wir bemerkten schnell, dass wir uns gut verstanden.

Einige Tage später trafen wir uns in der Mensa wieder. Ich saß, wie meistens, alleine an einem Fensterplatz mit Blick auf die Straße und stocherte etwas lustlos in meinem Vollkornreis herum, als sie sich mir gegenüber setzte. Sie war nicht besonders attraktiv. Ihre Gesichtshaut machte einen unreinen Eindruck, ihre Proportionen waren alles andere als von klassischer Schönheit, ihr Gesicht irgendwie asymmetrisch. Dennoch war ich erfreut, dass sie nun ein Gespräch mit mir begann, denn ich hatte nur wenige Bekanntschaften an der Universität, darunter keine einzige Frau.

Sie aß nur einen großen Salat mit vielen Sesamkörnern und trug an diesem Tag einen blass-grünen Pullover. Wir redeten über die Nachrichten des Tages. Zu dieser Zeit wurde eine Steuerreform diskutiert, die vorsah, die Steuersätze für Gutverdienende deutlich anzuheben. Sie äußerte Verständnis dafür, dass der Staat Mehreinnahmen generieren müsse. Ich hatte eine klare Position. "Wofür arbeite ich jahrelang hart, um das Doctorat Total zu schaffen? Doch wohl dafür, dass ich mehr verdiene als all diese Hohlköpfe, die es in ihrem Leben nicht weiter bringen, als

Fließen zu verlegen und Brötchen zu verkaufen. Ich will eine gehobene Stellung erreichen und eine erfolgreiche Karriere aufbauen. Es kann nicht sein, dass die Elite den gesamten Staatshaushalt trägt. Ich will angemessen belohnt werden für meine Anstrengungen."

Kurz dachte sie nach, sah mich plötzlich mit einem Blick an, der ihre Bewunderung verriet, und passte dann ihre Meinung der meinen an. Das war mir sehr sympathisch. Wir verabredeten uns für den kommenden Tag. Sie hatte vorgeschlagen, ins Kino zu gehen und ich war einverstanden, da ich auch keine bessere Idee hatte.

Es lief an diesem Abend im Kino, das sie ausgewählt hatte, nur noch ein unbekannter Spielfilm mit Untertiteln. Die zwei Stunden dauerten meinem Empfinden nach eine halbe Ewigkeit. Fremdländische Menschen mit platten Schädeln und knorrigen Nasen fuhren minutenlang in ihren veralteten Autos über schlecht asphaltierte Straßen und redeten über Schafsherden und andere Belanglosigkeiten aus ihrem schlichten Dasein. Ihr hatte der Film ganz gut gefallen. Ich verbarg meine wahre Meinung, denn ich wollte es mir nicht gleich mit ihr verderben und so sprach ich davon, dass einige Bilder tatsächlich sehr aussagekräftig gewählt gewesen seien und dass es interessant gewesen wäre, einmal etwas aus einem anderen Kulturkreis zu erfahren. Das stimmte sie sehr zufrieden. Wir spazierten dann am Fluss entlang und wir hielten Händchen. Ich wollte mit ihr schlafen. Stattdessen redeten wir über die Wettervorhersage für das Wochenende. Zum Abschied gaben wir uns Küsschen auf die Wange. Seitdem waren wir ein Paar. Das war vor über einem Jahr.

Nach dem Frühstück spülten wir gemeinsam ab und als wir die Teller und Tassen wieder in die Schränke geräumt hatten, küssten wir uns und ich fuhr nach Hause in meine Wohnung, denn ich hatte am nächsten Tag eine wichtige Klausur im Fach Wirtschaftsrecht abzulegen und musste mich dafür noch einmal gewissenhaft vorbereiten. Die Regeln des Güter- und Leistungstausches auf dem Markt zwischen Produzenten, Händlern und Konsumenten muss man beherrschen, wenn man es zu etwas bringen will.

Ich schlug das Standardwerk auf, das mehrere Backsteine schwer wog, und ließ meinen Blick über das dicht bedruckte Papier schweifen. Ich war es gewohnt, viel zu lernen und hart an meinem Wissen zu arbeiten. Das hatte schon in der Schule begonnen. Es fiel mir nie leicht, neue Themen zu durchdringen. Stets musste ich mich stundenlang mit dem jeweiligen Stoff beschäftigen, um ihn voll zu erfassen. Das

hatte mich aber nie gestört. Wer Erfolg haben wollte, musste eben auch dafür arbeiten. Diesem Grundsatz folgte ich. Während andere junge Menschen meines Alters ihre Lebenszeit häufig mit allem möglichen Unfug verschwendeten, war ich stets fokussiert auf das, was das Wichtigste war. Das Doctorat Total, das mir eine hervorragende Festanstellung mit einem weit überdurchschnittlichen Gehalt garantieren würde. In meinem Lebensplan, den ich für mich aufgestellt hatte, lag ich auf Kurs.

Am Abend klingelte mein Telefon. Meine Mutter war dran. Wenigstens einmal in der Woche rief sie mich an. Sie wollte wie immer wissen, ob es mir gut gehe, ob ich Fortschritte im Studium mache und natürlich auch, ob zwischen mir und Selina noch alles zum Besten stünde. Ich sagte, es ginge mir recht gut, müsse aber sehr viel lernen und mit Selina wäre alles in Ordnung. Damit war der Teil des Gesprächs, in dem es um mich ging, erledigt und sie begann von sich und dem, was sie beschäftigte, zu erzählen. Ihre Freundin Gerda sei für zwei Wochen an der alokasitischen See gewesen und es habe ihr hervorragend gefallen. Das Klima dort sei phantastisch und das Hotel sei in der Tat bezahlbar gewesen. Allerdings hätte der Tretbootverleih unerhörte Preise verlangt, was ihr fast den ganzen Urlaub verdorben hätte. Ich hörte nur noch halb zu. Das Essen sei wirklich außergewöhnlich gut dort, besonders der Fisch. Man könne auch herrliche Wanderungen im Hinterland machen. Meine Mutter sagte, sie überlege, zusammen mit meinem Vater nun auch einmal für zwei Wochen dort Urlaub zu machen. Meinem Vater ginge es auch einigermaßen gut. Allerdings habe er des Öfteren Schmerzen in der Hüfte und man wisse nicht, woran das liege. Er denke im Moment häufig darüber nach, noch in diesem Jahr in Rente zu gehen. Sein Betrieb biete den Mitarbeitern ein attraktives Modell zur Rente mit sechzig an. Und dann gebe es auch noch eine schlechte Nachricht. Ihre Gymnastikgruppe vom Donnerstagabend würde aufgelöst und das wäre wirklich schlimm für sie, weil sie doch immer so gern mit dieser Gruppe war und die Atmosphäre untereinander doch so harmonisch war und die Leiterin doch so rücksichtsvoll gewesen sei.

Als wir das Gespräch beendeten, war ich erleichtert. Ich konnte meine Eltern noch nie besonders gut leiden. Als ich ein Kind war, waren sie sehr streng mit mir, bremsten mich aus, wenn ich, was ohnehin selten genug vorkam, meinem Spieltrieb freien Lauf lassen wollte und häufig gaben sie mir Hausarrest. Ich machte sie dafür

verantwortlich, dass ich meine Kindheit als eine recht unglückliche in Erinnerung hatte. Später dann, in der Pubertät, da kotzte mich die biedere Langeweile die sie umgab, regelrecht an. Ich sah mich selbst in ihren Verhaltensweisen, ihren spießbürgerlichen Gesten, ihrer trostlosen Mittelmäßigkeit. Sie waren keine besonders guten Menschen. Wenigstens hatten sie genügend Geld, um mir meine Wohnung in der Stadt zu bezahlen und mir einen bescheidenen Lebensunterhalt zu ermöglichen, als ich dann zwanzig war und nur noch weg wollte. Es gefiel ihnen, dass ich das Doctorat Total machen wollte.

Wer das Doctorat Total machen will, muss dafür sehr lange, sehr hart arbeiten. Es gibt kein vergleichbares Studium. In keinem anderen Fach gibt es eine solche Breite an Themenfeldern, die auch allesamt in eine inhaltliche Tiefe gehend behandelt werden. Die Regeln sind streng. Man hat für jede Prüfung, die man zu absolvieren hat, und das ist fast jede Woche eine andere, lediglich einen einzigen Versuch. Wer auch nur eine einzige Prüfung nicht besteht, hat alle Chancen auf sein Doctorat Total für immer verwirkt. Es ist nicht zuletzt wegen dieser strikten Anforderungen so, dass Absolventen auf dem Arbeitsmarkt sehr begehrt sind. Sie wissen über alles bescheid, arbeiten gewissenhaft und zuverlässig und sind bereit ihre Freizeit hinten an zu stellen. Ich war schon im elften Studienjahr. Es sah alles danach aus, dass ich die Regelstudienzeit einhalten könnte. Ich träumte davon, als Generalexperte Chefberater für sämtliche Fragen bei einer renommierten Beratungsfirma zu werden. Dort würde man meine Fähigkeiten zu schätzen wissen, man würde mich dementsprechend gut bezahlen, ich würde zur Elite gehören und die Menschen würden zu mir aufblicken.

Ich war der Überzeugung, dass es für das Bild, das man von sich hat, und für das eigene Selbstbewusstsein ungemein wichtig ist, in einer Stellung zu sein, die einen über andere stellt. Damit, im Mittelmaß mein Dasein zu fristen, hätte ich mich wohl nie abgefunden. Was ist das Leben schon für jemanden, der es nicht geschafft hat? Was bleibt übrig von einer solchen kümmerlichen Existenz? Romantische Verklärungen des Daseins durchschnittlicher Leute haben mich schon immer geekelt. Es ist nichts Liebenswertes daran, arm zu sein oder einen schlechten Job zu haben. Verlierer sind nicht sympathisch.

Ich lernte noch einige Stunden lang weiter. Noch einmal sah ich meine stichwortartigen Notizen durch und schlug ein weiteres Mal verschiedene Sachverhalte nach. Schließlich glaubte ich, gut vorbereitet zu sein für den nachfolgenden Tag und ich ging zu Bett.

Der große Hörsaal im wirtschaftswissenschaftlichen Institut war fast voll. Diese Prüfung war schriftlich abzulegen. Drei Stunden Zeit hatten wir, um die uns gestellten Aufgaben zu bearbeiten. Die Prüfungsbögen wurden ausgeteilt und von der ersten Sekunde an herrschte absolute, konzentrierte Stille. Die Aufgaben kamen mir läppisch einfach vor. Ich musste selten lang überlegen, ehe ich mit der Formulierung einer Antwort beginnen konnte. Noch bevor die dritte Stunde anbrach, hatte ich alles bearbeitet und mehrfach komplett durchgelesen. Ich war mir sicher, dass es für eine ausgezeichnete Note reichen würde und gab meine Unterlagen ab und verließ den Raum. Draußen auf dem Flur wartete Thorsten auf mich. Wir waren wohl das, was man Studienfreunde nennt. Wären wir uns nicht im Studium begegnet, wären wir wohl niemals Freunde geworden. Er nervte mich oft. Seine Art zu sprechen, die Wörter zu betonen, seine Satzmelodie, all das war ganz furchtbar. Man hatte immer gleich den Eindruck, man spreche mit einem Sonderling. Aber er war ein sehr erfolgreicher Student, machte sonst einen intelligenten Eindruck und er war ehrgeizig. Eigenschaften mit denen ich mich identifizieren konnte.

Er war auch der Ansicht, dass der Test zu einfach gewesen sei. Wirtschaftsrecht sei aber auch eines seiner absoluten Lieblingsfächer und er habe zur Vorbereitung auf die Prüfung noch einige sehr empfehlenswerte Fachbücher gelesen, eines davon in der ahutibischen Originalausgabe. Zwar sei es nicht ganz einfach die Fachbegriffe im Ahutibischen zu lernen, aber eine Übersetzung wäre eben auch nicht das Gelbe vom Ei und nach Kapitel zweiundvierzig sei man dann bereits so in der Sprache drin, dass es einem fast schon leicht fallen würde. Er könne mir das Buch gerne einmal ausleihen, wenn ich wolle. Ich bedankte mich für das Angebot mit der Bemerkung, dass ich mein Ahutibisch ohnehin noch etwas aufpolieren wolle, was er anerkennend zur Kenntnis nahm.

Am Mittag traf ich mich mit Selina in der Mensa, um gemeinsam zu essen. Ich erzählte von meiner Prüfung und sie berichtete mir von ihren Vorlesungen des

Vormittags. Wir verabredeten uns dann noch für den Abend bei ihr, um ein wenig an ihren Kenntnissen der rufavlistischen Alltagssprache zu feilen.

Am Nachmittag hatte ich ein Seminar im Fach Kulturwissenschaften und eine Vorlesung zur Geschichte der Metallbearbeitung. Besonders die zweite Veranstaltung war mir eine große Freude. Schon als junger Bursche hatte ich Bücher wie „Faszination Blech“ mit großem Interesse verschlungen. Mittlerweile war die Vorlesung bei den Anfängen der vier Kilowatt-Lasermaschinen zur umfassenden Metallbearbeitung angelangt. Das war hoch spannend und sehr anregend. Es war doch ein Wunder, wie intelligente Menschen technische Neuerungen auf den Weg bringen konnten, die das Leben aller nachhaltig verbessern konnten. Die Ingenieure hatten großes geleistet. Mir wäre eine Ingenieurstätigkeit aber natürlich zu wenig gewesen, da sie sich ja meist auf ein sehr spezialisiertes Feld beschränken musste und ich als Universalgenie einmal eine Tätigkeit ausüben würde, die umfassender war.

Auf dem Weg vom Universitätsgebäude zur U-Bahn, als ich auf den Gehwegen die Menschen an mir vorbeiströmen sah, verspürte ich ein Hochgefühl. Ich war besser als all diese Menschen und würde ein viel bedeutungsvolleres Leben führen als sie.

Selina öffnete mir die Tür mit einem Lächeln auf den Lippen und einem kreischenden „Hallo“. Sie war gut gelaunt. Ich setzte mich auf ihren Schreibtischstuhl und sie sich daneben auf ihr Bett. Ich begann, ein paar einfache Vokabeln abzufragen. Wörter wie „Hafen“, „Frucht“, „Mond“ und „Brücke“. Sie wusste die jeweilige Antwort meistens ohne lange nachzudenken. Das verwunderte mich wenig. Schließlich übten wir nun schon vier Monate immer wieder die Grundlagen des Rufavlistischen.

Dann wollte ich, dass sie mir ganze Sätze übersetzt. Zunächst wieder sehr einfache.

„Ich wohne in der Stadt.“

„Ich hätte gerne drei Brötchen, bitte.“

„Wann fährt der Bus zum Westbahnhof?“

Auch das schaffte sie noch. Ich erhöhte das Niveau.

„Die Stadt, in der ich lebe, hat zwanzig Millionen Einwohner.“

Hier machte sie schon einen kleinen Fehler. Relativsätze in der rufavlistischen Sprache sind gar nicht so einfach.

Es machte mir Spaß sie von oben herab behandeln zu können. Derjenige zu sein, der alles weiß und ihr das Unwissen vorhalten konnte. Sie war ja auch gar keine schlechte Schülerin. Für eine Frau war sie gar nicht dumm. Ich glaubte, es gebe sehr selten eine Frau, die von ihren Verstandeskräften her mit einem intelligenten Mann mithalten konnte. Die Frauen waren nun einmal nicht zu großen, geistigen Leistungen befähigt. Sie waren vielmehr dafür vorgesehen, dem Mann ein angenehmes Zuhause zu schaffen, seine Kinder zu gebären und dafür zu sorgen, dass seine Hemden allzeit frisch gebügelt sind. Ich fragte mich hin und wieder, ob Selina dazu in der Lage sein würde. Wahrscheinlich eher nicht. Sie war zu sehr an ihrem eigenen Fortkommen interessiert. Ich müsste sie wohl loswerden, wenn ich mich im Berufsleben bewährt hätte. Dann würde ich eine neue Partnerin suchen, die besser zu mir passt. Vielleicht würde ich mir eine Frau kaufen, eine die zuverlässig ist, kochen kann, sich mit den Aufgaben des Haushalts auskennt und mir zu Willen ist, wenn ich sie brauche. Zur Not würde ich auch eine aus dem Ausland akzeptieren. „Trotzdem es regnet, scheint die Sonne.“

Ihr fiel das Wort für „trotzdem“ nicht ein. Sie lächelte mich etwas verlegen an. Ich sagte es ihr und wir arbeiteten weiter. Das ging noch fast eine ganze Stunde so weiter. Dann tranken wir wieder Tee.

Sie sagte, sie habe am folgenden Tag keine Zeit. Auf meine wenig interessierte Nachfrage antwortete sie, sie habe sich eingeschrieben in einen speziellen Kurs, „Transzendentalpragmatisches Joga für Einsteiger“. Das sei eine sehr interessante Spezialform des Jogas. Näheres wisse sie auch noch nicht, aber eine Freundin habe ihr das empfohlen. Sie werde mir davon erzählen.

Dann wollte ich noch mit ihr schlafen, begann, sie ein wenig am Oberarm zu streicheln und wollte ihr einen Kuss geben, aber sie blockte ab. Sie wolle nicht. Sie fühle sich nicht gut.

Wir verabschiedeten uns und ich fuhr nach Hause.

Im Grunde genommen wusste ich auch nicht recht, warum ich mit ihr zusammen war. Sie war nicht schön, ließ mich nicht bumsen, wenn ich wollte und trotzdem war ich manchmal froh, nicht allein zu sein. Allein zu sein war etwas, das mir schon immer unangenehm war. Ich mochte es, wenn andere Leute um mich herum waren. Viel zu lange schon war ich einsam gewesen, bevor ich sie getroffen hatte.

Die Woche verlief ohne besondere Vorkommnisse. Ich besuchte meinem Stundenplan gemäß die verschiedenen Lehrveranstaltungen und bereitete mich auch gewissenhaft darauf vor. Am Freitagmorgen wurden schließlich die Ergebnisse der Prüfung in Wirtschaftsrecht bekannt gegeben und wie erwartet bekam ich die Höchstnote, ebenso wie auch Thorsten. Wir waren beide sehr zufrieden und mit stolzgeschwellter Brust verließen wir den Hörsaal.

Auf dem Heimweg ging ich noch in einem Elektrofachhandel vorbei, um ein ganz bestimmtes Ersatzteil für meine Waschmaschine zu kaufen. Sie funktionierte seit einigen Tagen nicht mehr. Da ich aber auch Kurse in Waschmaschinenkunde besucht hatte, war es mir ein leichtes, den Fehler einzukreisen und das fehlerhafte Bauteil zu identifizieren. Der Verkäufer musste das Teil aus dem Lager holen. Als er es brachte, redete ich noch fast eine Viertelstunde mit ihm über die Technik der neuesten Waschmaschinengeneration, wobei er mich an Erfahrungen aus dem Kundenservice teilhaben ließ. Das war wieder einmal hochinteressant.

Zu diesem Zeitpunkt waren es gerade einmal noch drei Wochen bis zur vorlesungsfreien Zeit. Ich hatte noch genau zwei Prüfungen vor mir. Eine in der Theologie des sechzehnten Jahrhunderts in Golumrien und eine in neo-inglorunäischer Lyrik, wobei letztere Prüfung ohnehin nur eine mündliche Prüfung war.

Den ganzen, restlichen Freitag nutzte ich dazu, mich ins sechzehnte Jahrhundert einzudenken. Ich las viele Originalquellen, Schriften von Mönchen, Philosophen und Bürgern, die sich mit meinem Thema beschäftigten. Wer ein kulturell gebildeter Mensch sein will, sollte schon einen Standpunkt in der hitzigen Debatte zwischen den pantheistischen Utevitern und den post-pantheistischen Schugeniten beziehen können. Die Spiritualität der Menschen im Wandel der Zeit ist ein sehr interessantes Phänomen.

Am Samstag fuhr ich wieder zu Selina. Wir verbrachten unsere gemeinsame Zeit meistens bei ihr. Nicht dass ich sie nicht gerne in meine Wohnung ließ – meine Wohnung war stets aufgeräumt und sauber (Ich staubte in kurzen, regelmäßigen Intervallen sämtliche Regale, Fensterbretter, Fußböden, etc. ab, saugte den Staub

weg und putzte meine Fensterscheiben – eine wohnliche Umgebung ist absolut notwendig) – aber trotzdem war es mir bei ihr irgendwie wohler.

An diesem Tag war sie wie verwandelt. Während sie sonst oft etwas unruhig und nicht sehr selbstsicher war, ruhte sie an diesem Tag vollständig in sich. Schon als sie mir die Türe öffnete, bemerkte ich ihren klaren, festen Blick und ich meinte auch eine Veränderung in ihrer Körperhaltung festgestellt zu haben. Sie ging aufrechter als sonst. Das alles gefiel mir nicht an ihr.

Nachdem ich meinen Rucksack abgestellt hatte, beschlossen wir gleich, noch einen Spaziergang zu machen. Ein kleiner Park war in der unmittelbaren Nachbarschaft und das Wetter lud durchaus dazu ein, Zeit im Freien zu verbringen.

Ich wagte nicht zu fragen, was die Veränderungen an ihr bewirkt hatte. Vielleicht wollte ich es auch gar nicht wissen. Da begann sie von selbst zu erzählen.

„Also, ich habe diese Woche wirklich etwas erlebt, was mein Leben total nachhaltig verändern wird. Ich habe, man kann es eigentlich so sagen, fast so etwas wie eine zweite Geburt erfahren. Meine Seele hat sich neu materialisiert und mein Körper hat sich in einer Sphäre organisiert, die von einem Glück durchströmt wird, das ich noch nie, niemals kannte. Also das hört sich jetzt vielleicht irgendwie... komisch oder seltsam an, aber wirklich, ich habe keine anderen Worte um zu beschreiben, was für eine große Befreiung ich gefunden habe. Ich bin nun tatsächlich in der Lage, ich selbst zu sein. Ich selbst, verstehst du das? Also, nichts in der Welt ist mehr dazu in der Lage, meinen inneren Kern zu demütigen oder zu beschädigen. Das ist so wundervoll. Ich bin wirklich außerordentlich begeistert. Das Universum und mein innerer Kern, das gehört alles zusammen, weißt du? Das ist eine Einheit. Das ist mir jetzt alles so glasklar. Und das alles verdanke ich Sigismund Hägele.“

Ich hatte mir ihren Monolog mit einem zunehmend unguuten Gefühl angehört. Irgendetwas stimmte da ganz und gar nicht mit ihr.

„Wer ist denn dieser Sigismund Hägele?“, fragte ich.

„Also, ich habe dir ja erzählt, dass ich mich für diesen Kurs angemeldet habe.“

„Dieser Joga-Kurs.“

„Genau. Transzendentalpragmatisches Joga für Einsteiger. Sigismund Hägele ist mein Chief Instructor. Er bringt uns bei, worum es beim transzendentalpragmatischen Joga geht. Er hat seine Ausbildung beim Gründer der transzendentalpragmatischen Jogaschule persönlich erhalten. Er ist ein wahrer Meister seines Fachs. Es gibt auf der ganzen Welt nur sieben Menschen, die als Chief Instructor auf dem Feld des

transzendentalpragmatischen Jogas arbeiten dürfen. Sigismund Hägele soll der Beste unter ihnen sein. Ich habe ein wirkliches Glück, dass ich an seinem Kurs teilnehmen darf.“

„Was kostet der Kurs denn?“

„Nun, also ganz billig ist es nicht. Er verlangt von jedem Teilnehmer zweihundert Währungseinheiten pro Stunde.“

„Das ist ja verrückt. Wie viele Teilnehmer sind es denn?“

„Wir sind dreiundzwanzig Frauen und zwei Männer. Also fünfundzwanzig.“

„Das macht ja fünftausend in einer einzigen Stunde! Das verdienen andere nicht einmal im Monat. Das ist ja krank.“

„Krank ist so vieles in unserer Welt. Sigismund Hägele leistet einen wirklich großartigen Beitrag die Gesundheit, vor allem die spirituelle Gesundheit vieler Menschen zu verbessern. Ich finde, er hat sich diesen Beitrag wirklich verdient.“

„Und wovon bezahlst du das?“

„Ich habe einen Nebenjob als Assistenz-Kalkulatorin in einem wissenschaftlichen Verlag angenommen, um meine Sessions bei Sigismund Hägele bezahlen zu können. Das ist es mir wert.“

„Dann hast du ja in Zukunft noch weniger Zeit. Ich bin doch auch so beschäftigt. Dann können wir uns ja noch seltener sehen.“

„Du wirst sehen, dass auch unsere Beziehung von einem ganz anderen Geist bestimmt sein wird. Auch du wirst profitieren. Wir werden gemeinsam gewissermaßen das Tor aufstoßen zu einem Lebensraum der ehrlichen Harmonie.“

Mir wurde plötzlich ein wenig schlecht und wir setzten uns auf eine Parkbank.

„Du siehst ganz blass aus“, sagte sie.

Ich verspürte einen Brechreiz.

Nach einigen Minuten der Stille, während denen sie meine Hand gehalten hatte, ging es mir wieder besser und wir gingen weiter.

Das ganze Wochenende sprach sie kaum von etwas anderem, als von Sigismund Hägele und dem transzendentalpragmatischen Joga.

„Weißt du, es geht dabei auch darum, im performativen Sprechakt die enge Begrenzung des eigenen Subjekts zu überwinden. Aus diesem Grund wird während den Übungen auch pausenlos geredet. Das ist bei den meisten anderen Arten des

Jogas überhaupt nicht der Fall. Deshalb interessieren die mich auch überhaupt nicht. Komm her. Ich zeige dir eine Übung.“

Widerwillig stellte ich mich neben sie, sie ansehend, in Erwartung einer Anleitung.

„Also, du musst zuerst den Kopf auf den Boden setzen, mit der Kopfoberseite nach unten. Dann musst du dein rechtes Bein nach hinten abspreizen und dann musst du mit dem linken Bein hüpfend eine Kreiselbewegung einleiten. Weiterhin musst du diese Kreisbewegung mindestens zwei Minuten lang wiederholen und unterdessen versuchen, eine Begründung anzugeben, dafür, dass du das tust. Diese Begründung solltest du in klarer, deutlicher Sprache laut aufsagen.“

Ich ging einige Schritte zurück um ihr nicht in die Quere zu kommen, denn sie wollte mir nun ein praktisches Vorbild geben.

Sie verrenkte sich und presste ihren Schädel gegen den Fußboden, sie hüpfte und sie begann zu sprechen.

„Ich tue das, weil ich zur Intersubjektivität und zur festen Grundlage meiner Person und meines Handelns finden will. Ich tue das, weil mein Lehrer Sigismund Hägele es mir beigebracht hat. Ich tue das, weil ich an eine bessere Sphäre für meine Person glaube. Ich tue das, weil es einen Sinn ergibt.“

Das hielt sie auch tatsächlich zwei Minuten lang durch. Dann stand sie auf. Ihr Kopf war rot und sie hatte ein wenig geschwitzt, aber sie strahlte vor Glück.

„Diese Übung nennt sich Letztbegründungskreisel. Sie ist eine der wichtigsten Übungen überhaupt.“

Ein wenig beeindruckt von ihrem Durchhaltevermögen war ich schon. Als sie mich dann aufforderte, es auch zu probieren, gab ich schon nach wenigen Sekunden auf. Mir tat der Kopf weh.

Mir wäre es lieber gewesen, sie hätte nie mit dem transzendentalpragmatischen Joga begonnen, aber ich redete mir ein, dass ich mich daran gewöhnen würde und dass sie möglicherweise nach einer kurzen enthusiastischen Phase auch wieder normaler werden würde.

Am Sonntag kehrte ich in meine Wohnung zurück. Am Nachmittag, ich war gerade dabei tiefer in die Entwicklung des absoluten Theismus um 1568 einzudringen, klingelte es an meiner Tür. Im Treppenhaus stand ein mir unbekannter Mann, der etwa mein Alter hatte, wahrscheinlich etwas jünger. Er trug eine Brille mit einem

schwarzen Rand und ein weißes Hemd. Dazu eine schwarze Hose. Als ich die Tür öffnete, lächelte er mich an.

„Guten Tag. Mein Name ist Xaver Weiherbach. Ich bin gestern hier eingezogen, im Stockwerk über Ihnen, was uns ja nun zu Nachbarn macht. Es ist nicht meine Absicht, Sie zu stören. Ich wollte mich nur kurz vorstellen.“

Aus Höflichkeit bat ich ihn herein. Ich bot ihm meinen bequemen Lesesessel an und holte uns aus der Küche ein Glas Saft. Er bedankte sich.

„Wo haben Sie denn vorher gewohnt, wenn ich fragen darf?“, wollte ich wissen.

„Ich habe in einem geräumigen Einfamilienhaus im nördlichen Randbezirk der Stadt gewohnt, das in unserem Familienbesitz war. Allerdings mussten wir das Haus nun verkaufen. Es geht uns finanziell nicht mehr ganz so gut. Es war ja ohnehin viel zu groß für eine einzelne Person. Hier habe ich eine Zwei-Zimmer-Wohnung. Das genügt doch vollauf. Ich werde mich sicher wohl fühlen hier. Der Innenhof ist ja auch wirklich traumhaft. Man hat wirklich einen angenehmen Ausblick.“

„Und praktisch gelegen ist die Wohnung auch. Man hat Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr und gute Einkaufsmöglichkeiten. Ich bin ganz zufrieden hier.“

„Darf ich fragen, was Sie beruflich machen?“

„Ich bin noch Student. Ich bin im elften Studienjahr und beabsichtige, das Doctorat Total zu erwerben.“

Beeindruckt sah er mich an und nickte mehrmals mit dem Kopf.

„Das Doctorat Total. Sieh einer an. Das nötigt mir nun wirklich den höchsten Respekt ab. Mein Vater hat sich auch gewünscht, dass ich diesen Weg einschlage, aber es kam anders. Meine Interessen waren doch andere.“

„Was sind denn ihre Interessen?“

„Nun, was mich allein interessiert, ist das Erhabene, das Schöne und das Gute, und das Wahre und die Vervollkommnung des menschlichen Ausdrucks in Werken der Kunst. Mich interessiert die Transzendenz und das Heil, das ich in der Kunst finde.“

„Dann sind Sie also von Beruf Künstler oder Kunstkritiker oder...“

„Ich bin auf dem Weg dazu, ein Künstler zu werden. Ich versuche, möglichst offen durch diese Welt zu gehen, Eindrücke zu sammeln, mich inspirieren zu lassen. Ich habe den vollkommenen Ausdruck meines innersten Wesens noch nicht gefunden. Es ist ein langer Weg dorthin. Die Ästhetik des Xaver Weiherbach wird einmal große Wellen schlagen. Ich spüre es in mir, dass ich zu Großem befähigt bin.“

Ich beobachtete ihn, wie er mit einem etwas krummen Rücken in meinem Lesesessel saß und an seinem Fruchtsaft nippte. Ich dachte an die in drei Wochen anstehende, mündliche Prüfung in neo-inglorunäischer Lyrik.

„Ich beschäftige mich in meinen Studien auch immer wieder mit den Künsten. Es ist für einen interessierten Menschen, der kultiviert ist und eine ganzheitliche Bildung anstrebt, vollkommen unerlässlich, dass er in der Auseinandersetzung mit Kunst geschult wird. Wie sonst soll er zu gültigen ästhetischen Urteilen kommen können?“

„Da haben Sie vollkommen Recht. Ich sehe, wir verstehen uns.“

„Ich erinnere mich noch daran, wie wir in meinem zweiten Studienjahr den *Wandersmann von Gramplberg*, den viertausend Seiten starken Romanklassiker aus dem 18. Jahrhundert gelesen haben. Das war nun wirklich eine Offenbarung für mich.“

Das sagte ich jedes Mal, wenn ich vor anderen glänzen wollte. In Wahrheit habe ich die Lektüre dieses Buches in sehr schlechter Erinnerung. Die Sprache war zwar stellenweise recht hübsch, für meinen Geschmack schon viel zu ausgeschmückt, aber es passierte kaum etwas nennenswertes und unser Dozent hielt uns in jeder Stunde aufs Neue lange Vorträge über die historischen Verbindungen zu anderen Werken, deren Lektüre sicher ebenso quälend verlaufen wäre.

„Die Literatur kann wirklich ungemein machtvoll sein. Ich interessiere mich aber ebenso für die bildenden Künste und für Fotografie und Film, natürlich auch für Musik und Tanz, für Schauspiel und Theater, für Performances.“

„Bei einem so breiten Interessensspektrum ist es sicher schwierig, den einen Bereich auszuwählen, auf den Sie sich in ihrer künstlerischen Arbeit dann konzentrieren wollen.“

„So ist es. Ich habe schon mit verschiedenen Ausdrucksformen experimentiert. Einmal, da hatte ich beispielsweise einen zweistündigen Auftritt auf einem kleinen Festival. Ich tanzte zwei Stunden lang in einem Kekskostüm auf einer öffentlichen Bühne. Das war ein großer Erfolg. Ein Doppelkeks mit Schokoladenfüllung war ich. Das Publikum nahm das damals sehr positiv auf. Wissen Sie, es ist mir sowieso sehr wichtig, dass das, was ich mache, beim Publikum gut ankommt. Es gibt ja viele Künstler, die so tun, als wäre es ihnen egal, was die Öffentlichkeit über sie und ihre Werke denkt. Da bin ich ehrlicher. Ich will geliebt werden für das, was ich tue. Ich will, dass man eines Tages Seminare über mich abhält, dass die Kritiker seitenlange,

begeisterte Besprechungen schreiben und das etwas von mir noch lange Zeit nach meinem Tod fortbestehen bleibt.“

„Ich wünsche Ihnen alles Gute dafür. Sicher werden wir uns in Zukunft noch öfter begegnen. Wir sind ja nun Nachbarn.“

Wir standen beide auf, gaben uns die Hand und ich brachte ihn zur Tür.

„Es hat mich sehr gefreut Sie kennen zu lernen. Ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Tag. Auf Wiedersehen.“

Als er weg war, versuchte ich, mir über mein Bild von ihm klarer zu werden. Offenbar war er ein etwas unbedarfter Nichtsnutz, der glaubte, er könne über die Kunst zu Anerkennung kommen und in ihr sein Heil finden. Nach allem, was er mir erzählt hatte, hatte ich das Gefühl, es mit einem ziemlichen Versager zu tun zu haben, dem es an einer wahrhaftigen künstlerischen Vision mangelte, der eher redete, als etwas zu schaffen und der zudem keinen besonders wagemutigen Eindruck auf mich machte. Ich glaubte nicht, dass ihm jemals Erfolg beschieden sein würde und wenn ich ehrlich bin, dann wünschte ich ihm auch keinen.

Ich trank meinen Saft aus und wendete mich dann wieder meinen Studien zu. Erst am späten Abend wurde ich darin wieder unterbrochen, als meine Mutter anrief.

Sie stellte ihre üblichen Fragen und ich antwortete gewohnheitsmäßig knapp, in wenigen Sätzen. Dieses Gespräch war schon zu einem Ritual geworden. Dann erzählte sie nicht ohne Aufregung davon, dass es gestern bei ihnen so gestürmt habe, dass zwei ihrer Blumenkästen von ihrem angestammten Platz auf der Fensterbank bewegt wurden und laut krachend auf den Balkonboden gefallen seien. Zwar seien die Blumenkästen selbst noch intakt, da sie ja aus widerstandsfähigem Metall seien, aber die Knollenbegonien, die sich darin befanden, die seien teilweise umgeknickt und es sei nun fraglich, ob sie sich wieder erholen würden. Das war das Drama ihres Alltags. Dann sprach sie davon, dass sie sich wünsche, mich bald einmal wieder zu sehen. Sie fragte, ob ich nicht in der vorlesungsfreien Zeit Lust hätte, für vierzehn Tage zu ihnen zu fahren. Natürlich hatte ich keine Lust. Ich antwortete, ich habe vor, ein Praktikum bei einer Unternehmensberatung zu machen, was tatsächlich auch den Tatsachen entsprach. Vor zwei Wochen schon hatte ich Bewerbungen an fünf wichtige Unternehmen geschickt und ich erwartete jeden Tag die Antworten. Meine Mutter zeigte sich etwas enttäuscht, kam dann aber gleich auf die Idee, dass sie ja auch ein verlängertes Wochenende in der Stadt verbringen könnten, mir also einen Besuch abstatten würden, wofür ich doch sicher Zeit finden

würde. Mir fiel in diesem Augenblick keine bessere Ausflucht ein, als der Hinweis darauf, dass ich meine Wochenenden doch immer am liebsten mit Selina verbringen würde. Das war ein fataler Fehler. Sogleich schlug meine Mutter ganz begeistert vor, wir könnten dann ja zu viert etwas unternehmen. Sie würde sich ohnehin sehr freuen, auch Selina einmal wieder zu sehen. Dann beklagte sie sich, dass ich meine Freundin nie mitbringen würde, wenn ich zu ihnen aufs Land käme und dass sie sich so ja kaum kennen würden. Wie schade das doch sei. Ich antwortete, dass ich im letzten Jahr nur zwei Mal bei ihnen gewesen sei und einmal habe ich sie mitgebracht. Man könne also nicht sagen, ich würde sie nie mitbringen. Es sei ja überhaupt schön, dass ich eine Freundin habe, meinte meine Mutter und schloss das Thema damit ab. Sie würde den genauen Termin ihres Besuchs noch mit meinem Vater besprechen und dann gäben sie mir schon rechtzeitig bescheid. Notgedrungen gab ich mein Einverständnis.

„Weißt du, dass dein Opa Gisbert nächsten Mittwoch Geburtstag hat?“

Ich dachte kurz nach. Ja, sagte ich, ich hätte es schon nicht vergessen. Wie alt er denn würde, wollte ich wissen. Einundneunzig, sagte sie. Er würde sich sicher freuen, wenn ich an ihn dächte. Ich solle doch zumindest eine Postkarte mit den besten Wünschen schicken. Ob ich die Adresse vom Altersheim noch hätte. Ich verneinte und sie diktierte sie mir. Es sei wichtig, dass ich die Karte spätestens am Montagabend einwerfe, denn sonst käme sie nicht pünktlich. Ich solle berücksichtigen, dass die Gebühr für die Zustellung von Postkarten im letzten Monat um neun Prozent erhöht worden sei und ich solle mir doch Mühe geben mit meiner Handschrift, damit alles klar leserlich sei. Wahrscheinlich könne Opa die Karte nicht mehr selbst lesen, aber man würde sie ihm vorlesen und die Freude wäre sicher groß.

Ich dachte zurück an die Zeit, als ich noch jung war und mein Opa sich meine Sympathie mit Schokolade und Münzgeld erkaufte hatte. Wie ich dafür mit ihm „Mensch-ärgere-dich-nicht“ spielen musste, stundenlang. Hoffentlich stirbt er bald, schoss es mir durch den Kopf. Alte Leute kosten nur Geld und sind eine unerträgliche Belastung. Ihr Dasein hat keinerlei Wert mehr. Meistens werden sie auch noch debil, vollständig weich in der Birne und man kann überhaupt nichts mehr mit ihnen anfangen. Wenn wieder gemeldet wird, die durchschnittliche Lebenserwartung sei schon wieder um einige Monate gestiegen, dann frage ich

mich, wo das noch hinführen soll. Als ob das Elend nicht schon schlimm genug wäre. Ich versprach meiner Mutter, gleich am nächsten Morgen eine Karte abzuschicken. Noch immer war das Ende des Gesprächs nicht erreicht. Nun erzählte sie noch, dass mein Vater nun definitiv noch dieses Jahr in Rente gehen wolle. Damit gehörte er also auch zum alten Eisen, zur großen unproduktiven Masse, die nichts mehr leistet. Ein weiterer Grund, keinen Respekt vor meinen Eltern zu haben. Er habe sich die Entscheidung nicht leicht gemacht, doch letztendlich führe kein Weg daran vorbei. Nun würde er schon seinen Ruhestand planen. All das, was er schon lange habe tun wollen, wolle er dann endlich nachholen. Zum Beispiel den Gartenzaun und das Garagentor neu streichen und einen kleinen Teich im Garten anlegen. Ich versuchte, mir das vorzustellen. Wahrscheinlicher war es aus meiner Sicht, dass er sich nach wenigen Wochen zu Hause umbringen würde. Den ganzen Tag mit meiner Mutter zusammen sein zu müssen, das war nicht einmal meinem Vater zu wünschen. Ich sagte, meine Mutter solle ihm einen Gruß ausrichten. Dann beendeten wir endlich das Gespräch.

Am Montagmorgen schrieb ich tatsächlich eine freundliche Geburtstagskarte für meinen Großvater. Ich schrieb in großen Buchstaben, nur wenige, einfache Sätze. Zum einen würde er es ja andernfalls auch nicht verstehen können, zum anderen konnte man nie wissen, welche unterbezahlte Halb-Analphabetin für seine Betreuung zuständig war. Gerade in der Altenpflege arbeiten oft die größten Vollidioten. Für diese Leute stellt es wohl schon eine ernsthafte Überforderung dar, eine einfache Postkarte vorzulesen. Ich klebte eine passende Briefmarke auf die Karte und warf sie auf dem Weg zur Universität in einen dafür vorgesehenen Briefkasten.

An der Universität traf ich Thorsten. Auch er hatte sich für ein Praktikum bei den fünf wichtigsten Unternehmensberatungen beworben, ganz genau wie ich. Er erzählte, er habe heute Morgen fünf Einladungen zu einem Vorstellungsgespräch erhalten. Ob ich denn auch schon Antwort habe, wollte er wissen. Ich habe noch keine Post bekommen an diesem Morgen, sagte ich. Der Briefträger käme erst um zehn. Ich neidete ihm seinen Erfolg.

„Das ist ja wirklich sehr erfreulich. Ich gratuliere dir schon mal. Bei fünf Gesprächen wird sich sicher eine Stelle für dich ergeben.“

„Damit rechne ich. Schließlich bin ich ein hervorragender Student. Wir gehören zur Elite. Man wird sich um uns reißen.“

„Hast du dir schon überlegt, bei welchem Unternehmen du landen willst, wenn du mehrere Angebote bekommst?“

„Das ist überhaupt keine Frage. Ich will zu „Bushcraft und Hüderberg“. Die sind doch, wenn man ehrlich ist, der einzige wirkliche Player auf diesem Markt. Die anderen vier sind doch eigentlich zweite Klasse. Ich verspüre eine große Unlust, diese Namen in meinem makellosen Lebenslauf auftauchen zu sehen. Wenn aber einer, der sich auskennt, sieht, dass ich bei „Bushcraft und Hüderberg“ war, dann wird er mir Anerkennung zollen. Die nehmen nur die Besten da.“

Mir war klar, dass alles andere als ein Praktikumsplatz bei „Bushcraft und Hüderberg“ im kommenden Monat für mich eine Niederlage sein würde.

„Dasselbe denke ich auch“, sagte ich. „Weißt du wie viele Stellen sie insgesamt vergeben?“

„Maximal drei.“

„Na, das sollte ja für uns beide reichen“, scherzte ich kumpelhaft. Wir lachten beide.

Gegen Ende der Vorlesung in Astrophysik geschah etwas Besonderes. Noch während alle Studenten zuhörten, rief der Dozent meinen Namen aus und sagte, Prof. Dr. Geisenhäusler wolle mich sehen. Er habe mich auserwählt für eine wichtige Aufgabe.

Meine Kommilitonen schauten mich voller Bewunderung an. Thorsten bebte innerlich. Man sah ihm an, wie sehr er gekränkt war, dass nicht sein Name ausgerufen worden war. Prof. Dr. Geisenhäusler war ein absolutes Genie. Er hatte Standardwerke für viele verschiedene Fachbereiche geschrieben, hatte den Scientific Achievement Award of Excellence gleich mehrfach bekommen und er galt auf internationalen Kongressen als ein Star der Forschung. Schon lange hatte er es nicht mehr nötig, Vorlesungen oder Seminare zu geben. Er unterhielt praktisch keinen Kontakt mehr zum regulären Universitätsbetrieb. Man gestattete ihm, sich ganz auf seine aktuellen Forschungen zu konzentrieren.

Dass ich mich nun mit ihm treffen durfte, war eine ungeheure Ehre. Ich sollte gleich nach der Vorlesung in sein Büro kommen, fügte unser Dozent hinzu. Ganz in Aufregung packte ich meine Schreibsachen ein und begab mich in den vierten Stock des Hauptgebäudes, wo sich sein Büro befand. Ich klopfte an und er bat mich herein. Da saß er nun also. Prof. Dr. Geisenhäusler, fast schon ein Mythos unter den Studenten. Er trug einen sehr geschmackvollen Anzug in beige. Seine Haare waren

streng gescheitelt und er trug ein klassisches Brillengestell, das bei ihm sehr elegant wirkte. Man sah ihm an, dass er ein Mann von hoher Intelligenz und von guten Sitten war. Gebildet und kultiviert. Ein echtes Vorbild.

Ich war etwas eingeschüchtert. Er sagte, ich solle mich setzen. Ihm sei zu Ohren gekommen, dass ich ein sehr begabter Student sei. Er habe sich die letzten acht schriftlichen Arbeiten von mir kommen lassen und sie genau studiert. Ich habe wirklich Talent.

Ich bedankte mich und versuchte bescheiden zu wirken.

Er arbeite im Moment an einer bedeutsamen, wissenschaftlichen Veröffentlichung. Ein Überblick über die neuesten Ideen und Forschungsergebnisse. Viele wichtige, renommierte Wissenschaftler und Autoren habe er gewinnen können. Allerdings fehle noch ein zentraler Text dieses Buches. Ich sei genau der richtige Autor für diese Arbeit. Ich verfüge über die nötige grundsätzliche Bildung, ich besäße die nötige Gedankenfertigkeit die Thesen auszuarbeiten und ich wäre jung und könne ernsthaftes Prestige erlangen auf diesem Wege.

„Es ist mir eine große Ehre, Herr Professor Doktor Geisenhäusler, dass sie mich in Betracht ziehen für diese Aufgabe. Was genau soll denn der Gegenstand dieses Textes sein?“

„Das Thema ist einfach zu formulieren, aber es steckt viel dahinter, einige sehr komplexe Themenbereiche. Es lautet: „Die Evolution der thermo-synthetischen Hypothese in der anorganischen Betrachtung der Tiersoziologie unter dem Gesichtspunkt des technokratisch-materialistischen Pradigmenwechsels im Diskurs über volatile Modelle des dynamischen Marktes“.“

„Das ist wirklich ein spannendes Thema. Das interessiert mich schon lange. Ich habe erst kürzlich einen Aufsatz über volatile Modelle des dynamischen Marktes unter Berücksichtigung aktueller Klimaforschung verfasst. Ich denke, sie haben mit mir den richtigen Mann für diese Aufgabe ausgesucht.“

„Es sollte Ihnen klar sein, dass diese Aufgabe viel Zeit, Mühe und äußerst gewissenhaftes Arbeiten erfordern wird. Sie werden nicht nur als Individuum Bedeutung erlangen, sondern auch stellvertretend für diese Universität stehen. Ich gehe davon aus, dass Sie dieser Aufgabe bereitwillig alles unterordnen. Sie haben bis zum Beginn der Vorlesungszeit Zeit, also fast drei Monate. Der Text muss perfekt sein. Stilistisch ausgereift und inhaltlich ohne Makel, durchsetzt mit klugen Gedankengängen und erfrischenden Einsichten. Trauen Sie sich das zu?“

„Ich bin bereit dafür. Es ist mir eine große Ehre.“

„Dann wünsche ich Ihnen viel Erfolg und alles Gute. Ich habe Ihnen hier noch das Thema aufgeschrieben und eine kleine Literaturliste hinzugefügt, die nur sieben Bücher umfasst. Das Übrige müssen sie hinzurecherchieren.“

„Das werde ich tun. Ich bedanke mich für das Vertrauen, dass Sie mir entgegenbringen.“

Ich verabschiedete mich ein wenig zu demütig und dann verließ ich Geisenhäuslers Büro. Auf dem Gang zum Aufzug stieg eine große Freude in mir auf. Rational konnte ich immer noch nicht ganz fassen, was da gerade passiert war, aber emotional war ich vollkommen überwältigt. Eine solch gewaltige Chance bekommt man im Leben nicht sehr oft. Davon war ich überzeugt. Ich würde alles daran setzen, sie zu nutzen.

Beim Mittagessen erzählte ich Selina davon. Sie sah mich bewundernd an. So muss es sein. Die Frau muss in ihrem Mann etwas sehen können, das klar über ihr steht, etwas, zu dem sie respektvoll aufblicken kann. Ich aß Gemüseburger mit Kohlsalat. Dieser Tag war der beste meines Lebens.

Als ich am späten Nachmittag nach Hause kam, hatte ich gar nicht mehr an meine Bewerbungen für den Praktikumsplatz gedacht. Als ich dann aber meinen Briefkasten öffnete und die fünf Briefumschläge sah, wurde ich doch etwas nervös. Es wäre ja vollkommen peinlich, wenn ich zwar diesen fantastischen Auftrag von Prof. Dr. Geisenhäusler bekommen hätte, aber nicht einmal eine Praktikumsstelle bei „Bushcraft und Hüderberg“. Gespannt öffnete ich die Umschläge. Ich wurde nicht enttäuscht. Bei allen fünf Unternehmen wurde ich zum Gespräch geladen. Dieser Tag war einfach wunderbar. Doch trotz allem Überschwang vergaß ich nicht meine Pflicht. Noch ein letztes Mal musste ich mich auf die Prüfung in der Theologie des sechzehnten Jahrhunderts in Golimrien vorbereiten, denn am nächsten Tag war es soweit. Ich verbrachte die Abendstunden also alleine und in völliger Stille an meinem Schreibtisch, innerlich immer noch vollständig beglückt und begeistert von den Ereignissen des Tages.

Die Prüfung am Dienstagmorgen verlief recht gut. Bei einer Abwägung zweier Positionen, die wir vorzunehmen hatten, ging ich vielleicht etwas zu undifferenziert vor, aber im Grunde genommen hatte ich wieder einmal eine weit

überdurchschnittlich gute Arbeit geschrieben. Thorsten sah etwas blass aus an diesem Tag. Er fühle sich seit gestern etwas geschwächt, sagte er. Dennoch war er sich sicher, dass auch er eine hervorragende Prüfungsleistung erzielt hatte. Ich redete mit ihm über den Auftrag von Prof. Dr. Geisenhäusler. Trotzdem aus seinem Blick eine aufrichtige Missgunst sprach, zollte er mir Respekt und als ich ihm das Thema nannte, fiel ihm auch gleich ein guter Literaturtipp ein. Jetzt war ich der Gewinner und er war klar abgeschlagen der Zweite. Ich mochte ihn und war froh einen solchen Studienfreund zu haben.

Am Nachmittag vor der Vorlesung zur Raumfahrttechnik setzte sich eine sehr attraktive Kommilitonin neben mich. Sie war mir während der letzten Jahre öfters aufgefallen. Ich hatte mich jedes Mal wieder gefreut, wenn sie in einer Veranstaltung auftauchte, die ich besuchte. Niemals hätte ich es gewagt, sie anzusprechen. Ihr Haar war blond und zu einem Pferdeschwanz gebunden. Mit ihren grünen Augen lachte sie mich an und nannte mich beim Namen. Sie sei die Mitorganisatorin des Arbeitskreises „Politik und Perspektiven“. Es gäbe da nun seit drei Monaten eine monatlich stattfindende Veranstaltung, eine Art erweiterten Stammtisch, zu dem sich nur geladene Gäste einfänden. Zu diesen Gästen zählten genau ein Dutzend Studenten unserer Universität, eine sehr begrenzte Auswahl. Nun sei es so, dass ein Platz kurzfristig frei wäre in diesem Monat, da der entsprechende Teilnehmer im fernen Ausland weile. Sie legten außerordentlichen Wert darauf, die Plätze nur an solche Studenten zu vergeben, die zur absoluten Elite gehörten, die in der Lage seien die Studentenschaft als Ganze würdevoll zu repräsentieren. Ihre Idee sei es gewesen, mich einzuladen.

Das schmeichelte mir sehr. Ich erkundigte mich, wer denn noch teilnehmen würde. Sie nannte einige hochrangige Wirtschaftsvertreter, denen es angeblich ein ernstes Anliegen sei, bei diesen Veranstaltungen präsent zu sein. Man hätte da viele gute Gelegenheiten ins Gespräch zu kommen und es ergäben sich nicht selten großartige Möglichkeiten. Zudem seien einige Politiker und Professoren eingeladen. Es gäbe jeden Monat ein anderes Thema, zu dem ein Referent gebeten würde, einen einführenden Vortrag zu gestalten. Anschließend ergäbe sich dann eine offene Diskussion, die meistens sehr bereichernden Charakter gewänne, vor allem durch das Zusammenspiel der unterschiedlichen Teilnehmer.

„Politik ist ein ungemein wichtiges Feld, mit dem ich mich immer wieder ausgiebig beschäftige. Man muss die Abläufe und Hintergründe verstehen, um ein mündiger Bürger zu sein. Ich möchte gerne teilnehmen“, sagte ich.

Sehr zufrieden sah sie aus. Ich war kurz versucht, ihre Hand zu berühren. Es entsprach absolut der Wahrheit: Wer sich nicht beirren lässt und keine Schwächen zeigt, wer sich anstrengt im Leben, der wird auch Erfolg haben und die Frauen werden ihm Beachtung schenken und er wird verdientermaßen zu einem besonderen Menschen.

Das Thema am Donnerstagabend sei eher weit gefasst. Sie hätten Prof. Dr. Jigelmann geladen, der zum Thema „Die Ideologie unserer Zeit – Zum Scheitern verdammt“ referieren werde, ergänzte sie.

Ich hatte von Jigelmann schon gehört. Er war in den Augen vieler ein visionärer Denker. Dieses Urteil teilte ich ganz und gar nicht. Für mich war er ein ekelhafter Polemiker, dessen Thesen geeignet waren, billige Kontroversen auszulösen, aber überhaupt keine Substanz besaßen.

„Das könnte interessant werden“, sagte ich. Sie hieß Helene. Ich wäre auch einer Einladung zum Eisbaden am Nordpol gefolgt, wenn sie sie ausgesprochen hätte. Es geschah mir nicht alle Tage, dass ich von so einer hübschen Frau derart gebauchpinselt wurde.

„Zwar bin ich zurzeit wirklich sehr beschäftigt, da ich die ehrenvolle Aufgabe übernommen habe, für Prof. Dr. Geisenhäuslers nächste Publikation einen Beitrag zu verfassen, aber es ist mir wirklich ein Anliegen bei „Politik und Perspektiven“ dabei zu sein. Ich danke dir vielmals für die Einladung.“ Ich versuchte, wie ein Gentleman zu blicken, würdevoll, selbstsicher und doch gelassen, mit angemessenem Stolz und feierlichem Ernst, aber auch mit einer gehörigen Portion Charme.

Sie freute sich und gab mir noch eine schriftliche Einladung.

Mehr hatten wir nicht zu bereden und während der Vorlesung waren wir ohnehin beide sehr damit beschäftigt uns Notizen zu machen und aufmerksam dem Vortrag zu folgen.

Als ich am Abend das Hauptgebäude der Universität verließ, war ich erfüllt von einer lebensbejahenden Zuversicht. Alle Türen standen mir offen und mein Name würde schon bald in den höchsten Kreisen mit Achtung ausgesprochen werden. Das Glück

war für mich etwas vollkommen Reales und ich träumte davon, es zu meinem dauerhaften Begleiter zu machen.

In der Unterführung zur U-Bahn sprach mich ein unrasierter Penner in einer löchrigen Jeansjacke an. Hinter einer leicht zu durchschauenden Mimik, die Mitleid hervorrufen sollte, war sein schlechter Charakter und seine verkommene Persönlichkeit so klar und deutlich zu erkennen, dass ich, ohne auch nur ein Wort zu sagen, weiter ging. Dieser Abschaum des urbanen Lebens hatte meine Aufmerksamkeit nicht verdient. Mochten gefühlsduselige Weiber oder pseudo-humanistische Gutmenschen auf diese Parasiten hereinfliegen, mit mir war dieses Spiel nicht zu spielen. Mit erhobenem Haupt stieg ich in den einfahrenden Zug. Wer es nicht schafft, sein Leben selbst im Griff zu haben und stattdessen auf die Hilfe anderer baut, der ist verloren. Für ihn gibt es keine Zukunft.

Bis spät in die Nacht las ich mich in die Lektüre ein, die mir Prof. Dr. Geisenhäusler angeraten hatte. Dabei machte ich mir Notizen, die bald schon viele Seiten füllten. Die Arbeit, die nun vor mir lag, war alles andere als einfach, aber sie würde sich auszahlen. Ich musste mich mitunter quälen, das war mir klar, aber diese Gelegenheit war einmalig. Mein Herz schlug spürbar schneller als sonst und meine Aufmerksamkeit war um einige Nuancen gesteigert. Mein Organismus spürte, dass ich mich in einer Ausnahmesituation befand. Es war lange nach Mitternacht, als ich vollkommen ermattet ins Bett fiel.

Der Mittwoch an der Universität verlief zunächst eher entspannt. Im Kurs zur frühen Maschinensprache waren mir die Inhalte schon lange bekannt und ich schweifte in Gedanken zu anderen Dingen ab.

Am Mittag traf ich mich mit Selina. Ich erzählte ihr von „Politik und Perspektiven“. Sie war nicht erfreut. Sie habe gedacht, wir könnten den Donnerstagabend gemeinsam verbringen. Ich war bemüht, ihrem Anliegen mit Verständnis zu begegnen, unterstrich aber die Wichtigkeit der Veranstaltung für mich, was sie dann ihrerseits wieder mit Verständnis aufnahm. Auch den Rest der Woche könnten wir uns nicht mehr sehen, erklärte ich, denn wenn ich nicht gerade an einer Veranstaltung an der Universität sein würde, wäre ich damit beschäftigt, meine Arbeit für Prof. Dr. Geisenhäusler anzufertigen, zudem stünden noch die ersten Vorstellungsgespräche wegen meines Praktikumsplatzes an. Es betrückte sie, dass ich ihr in meinen Planungen keinen Platz

einräumen konnte. Sie wurde sogar ein wenig aufmüpfig. Mit ihrer aufgeregt piepsenden Stimme redete sie auf mich ein. Ich hörte ihr nicht zu. Sie war so etwas wie der tiefschwarze Fleck in meinem von aufstrebender Dynamik getragenen Leben. Ihre unveränderliche Zweitklassigkeit, gepaart mit ihrem neuen, falschen Selbstvertrauen ergab eine irritierende Ausstrahlung, die mich deprimierte. Ich wollte nicht, dass sie Ansprüche an mich stellte. Ich war derjenige, der Ansprüche stellen durfte. Sie hätte still dulden sollen, was ich für sie vorsah. Es missfiel mir, wie sie nun einen eigenen Willen zu Tage treten ließ.

Letztendlich musste ich ihr garantieren, dass wir am Samstag gemeinsam einkaufen gehen würden. Ich sagte ihr zu, dass ich zwei Stunden Zeit dafür einplanen würde, um sie zufrieden zu stellen. Zwei Stunden! Das war mehr, als ich eigentlich bereit war abzugeben. Am Ende wäre es reine Zeitverschwendung. Diese Beziehung war einfach unwürdig. Als wir uns verabschiedeten, gab sie mir einen Kuss auf die Wange und ich streichelte über ihren Kopf. Ich fragte mich, wie lange ich sie noch ertragen würde.

Am Donnerstag erwachte ich schon um fünf Uhr in der Frühe. Ich war überhaupt nicht mehr müde und verspürte zu meiner eigenen Überraschung einen überwältigenden Tatendrang. Also stand ich auf. Kurz überlegte ich, ob ich nicht gleich mit der Arbeit beginnen sollte, aber es war mir mehr nach Bewegung zumute. So kam es, dass ich zum ersten Mal seit drei Monaten wieder meinen Trainingsanzug aus dem Schrank holte und in meine Laufschuhe schlüpfte. Als ich die Haustür hinter mir zuzog, hörte ich einige Vögel, die mit einem bunten Schwall aus singenden und trällernden Klängen den Morgen begrüßten. Es war noch angenehm kühl und die Straßen waren fast menschenleer. Das war mir nur Recht, denn ich mochte es nicht, joggen zu gehen, wenn viele Leute mir dabei zusehen konnten. Mein Laufstil war nun einmal etwas unrund und ich bewegte meinen Kopf mit jedem Schritt auf seltsame Art und Weise nach vorne und dann wieder zurück. Als mir das aufgefallen war, hatte ich mich richtiggehend darüber erschreckt, aber es war mir seitdem nicht gelungen es abzustellen. Ich lief los. Nach einigen Metern bog ich ab in Richtung des Industriegebietes. Hier waren einige mittelgroße Unternehmen auf engem Raum angesiedelt. Entlang der Straße gab es immer wieder stationäre Imbissbuden, an denen die Arbeiter sich gegen Mittag sammelten, um Bratwürste zu sich zu nehmen. Schon am Morgen machten diese Buden ihren Umsatz, indem sie

Bier verkauften. Die ersten Kunden kamen schon lange vor der Kaffeepause. Jetzt war aber noch alles still. Die ersten Arbeiter würden in einigen Betrieben wohl in ungefähr vierzig Minuten zur Frühschicht erscheinen. Diese Vorstellung gefiel mir. In all den Hallen und Maschinenräumen arbeiteten diese Menschen stumpfsinnig vor sich hin, manche von ihnen mit einem notwendigen Grundpegel an Alkohol im Blut und das taten sie für viele Jahre, manche ihr ganzes Leben lang. Sie meckerten vielleicht untereinander manchmal über irgendwelche Zustände, fügten sich aber eigentlich relativ anstandslos in diese Aufgabe. Ihre unterentwickelten Gehirne akzeptierten, dass sie dazu geboren waren für einen bescheidenen Lohn ihre Lebenszeit, die sie ohnehin nicht auszufüllen wussten, mit niederer Arbeit zu vertun. Ich empfand kein Mitleid mit diesen geistlosen Flachköpfen. Vielmehr erfüllte mich die Vorstellung mit Freude, dass überall auf der Welt Menschen hart körperlich arbeiteten und ich dies nicht zu tun brauchte, ja in meinem ganzen Leben niemals tun müsste, denn ich war schlauer als sie. Ich wäre eines Tages dafür verantwortlich, dass man ihnen den Lohn kürzte, die Fabrik schloss oder sie durch bessere Maschinen ersetze. Ähnlich wie die Produkte, die aus ihren Maschinen liefen, waren diese Arbeitskräfte beliebig austauschbar und ohne jede Bedeutung als individuelle Einheit. Wenn ein Modul ausfiel, dann wurde es eben ohne viel Aufhebens ersetzt. Ich beschleunigte meinen Schritt noch einmal. Es war schon jetzt spürbar, dass meine Kondition nicht besonders gut trainiert war und dass ich mit meinen Kräften haushalten müsste. Für gewöhnlich war ich kein großer Freund des Sports. Weder mochte ich es besonders gerne ihn selbst zu betreiben, noch bereitete es mir Vergnügen anderen dabei zuzusehen. Es war eine Seltenheit, dass die Umstände und meine innere Verfasstheit dazu führten, dass ich doch einmal sportlich aktiv wurde. Ich lief immer weiter in das Industriegebiet hinein. Auf einem riesigen Parkplatz standen hunderte LKWs mit gelben Planen. Die moderne Fabrikhalle dahinter glänzte silberfarben. Ich geriet in eine Sackgasse und machte an der Wendeplatte kehrt. In der Stille war nur mein Atem zu hören, dessen Rhythmus nun schon deutlich beschleunigt war. Ich blickte auf den Asphalt, über dem ich hinweg zog und lenkte meine Gedanken auf die Evolution der thermo-synthetischen Hypothese in der anorganischen Betrachtung der Tiersoziologie unter dem Gesichtspunkt des technokratisch-materialistischen Pradigmenwechsels im Diskurs über volatile Modelle des dynamischen Marktes. Mir war bereits eine erste Idee für eine These gekommen, die klug genug war, um mich gut aussehen zu lassen, die

aber nicht zu gewagt war, so dass man mir nicht den Vorwurf machen könnte, ich sei überheblich. Zudem könnte ich dabei einige Anknüpfungspunkte an eine Idee von Prof. Dr. Geisenhäusler ausformulieren, was ihm sicher gefallen würde. Mit einem Mal war das alltägliche Leben an der Universität überlagert von dieser Aufgabe. Mich hatte man auserwählt! Wie glücklich mich dieser Gedanke immer wieder machte!

Nun war ich am Ende meiner Ausdauer angelangt. Ich stoppte und beugte meinen Oberkörper weit vornüber. Dann streckte ich die Arme aus und richtete mich wieder auf. Langsam und tief atmete ich ein und aus. Ich hatte höchstens zwanzig Minuten durchgehalten. In gemütlichem Gehtempo machte ich mich auf den Rückweg. Es war ja schon wichtig, dass man seinem Körper auch manchmal etwas zumutete. Nach zwei Minuten beschleunigte ich dann wieder auf ein einigermaßen forderndes Lauftempo, das ich unter Aufbringung all meiner Kräfte auch bis zu meiner Haustüre durchhielt.

Das Wesentliche an diesem Tag würde die Veranstaltung „Politik und Perspektiven“ am Abend sein. Ich bewältigte den Ablauf des Universitätsalltags daher nur mit halber Aufmerksamkeit. Die meisten Stoffgebiete waren mir ohnehin schon recht gut bekannt. Es kam immer seltener vor, dass in den gewöhnlichen Veranstaltungen etwas diskutiert oder präsentiert wurde, das für mich eine tatsächliche neue Erkenntnis bedeutet hätte. Ich hatte schon so viel Literatur bewältigt und so viele Kurse, Seminare und Vorlesungen hinter mir, dass man mir nicht mehr viel vormachen konnte. Manchmal fielen mir schon Nachlässigkeiten oder konzeptuelle Schwächen der Dozenten auf, die mir nicht passiert wären, wenn ich ihren Job zu machen hätte. Die meisten von ihnen waren auch keine außergewöhnlich klugen Köpfe. Einem wahrhaftig intelligenten Menschen würde es nicht gelingen, sich auf ein einziges Fachgebiet zu beschränken, so wie sie es fast alle taten. Ein großer Kopf musste nach einem umfassenderen Verständnis streben, er musste ein Weltbild gewinnen, in dem er seinen außerordentlichen Geist spiegeln konnte.

Die spannendste Veranstaltung war nach meinem Dafürhalten jeden Donnerstag aufs Neue das Seminar zur Polymerpsychologie. Hier entstand immer wieder ein gehaltvolles Seminargespräch. Der Dozent war auf seinem Gebiet wirklich unübertroffen und er zögerte nicht, den Studenten, die falsche Annahmen vertraten, ihren Irrtum deutlich zu machen. Ich konnte mit einem Wortbeitrag glänzen, der die

innere Verfasstheit der Makromoleküle in Bezug auf den Ödipuskomplex treffend beschrieb. Ich erntete nicht nur vom Dozenten anerkennende Blicke.

Nach der Veranstaltung diskutierte ich mit Thorsten über „Bushcraft und Hüderberg“. Er war am Freitagmorgen eingeladen, ich hatte meinen Termin erst am Montag. Er habe sich einen neuen Anzug gekauft für die Vorstellungsgespräche und natürlich auch passende Schuhe. Ich sagte, dass es letztendlich nicht auf diese Äußerlichkeiten ankäme, worin er mir grundsätzlich beipflichtete, allerdings eine Anmerkung hinzufügte, wonach man den ersten Eindruck, der nun einmal in allererster Linie aus oberflächlichen Beobachtungen bestünde, nicht in seiner Relevanz unterschätzen dürfe. Da hatte er durchaus nicht Unrecht. Ich hatte überhaupt nicht das Geld mir einen teuren Anzug zu kaufen. Thorstens Vater war reich geworden mit dem Großhandel von Zierfischen und nun war er in der Lage, seinem Sohn alles zu ermöglichen. Anstatt sich Bücher aus der Bibliothek zu leihen, kaufte er sie sich einfach. Während andere Studenten sich wie selbstverständlich mit den öffentlichen Verkehrsmitteln durch die Stadt bewegten, verfügte Thorsten über ein neues Auto. Natürlich beneidete ich ihn sehr um diese Möglichkeiten. Einerseits gefiel es mir überhaupt nicht, wie er mit überlegenen Mitteln meine Person als ein bedauernswertes Subjekt erscheinen ließ, das fast schon in einer anderen sozialen Klasse existierte. Andererseits glaubte ich voller Überzeugung an die Idee des Eigentums. Ich glaubte auch, dass es gerecht zuginge und jeder es zu dem bringen würde, was ihm gemäß seiner Fähigkeiten zustünde. Eines Tages, so meine Hoffnung, würde ich mit Thorsten gleichziehen und dann von oben auf die Gesellschaft herabsehen können. Schließlich hatte ich ihn auf dem Feld der wissenschaftlichen Karriere nun überholt und konnte in dieser bedeutsamen Angelegenheit auftrumpfen. Es verunsicherte mich nun aber trotz meines gefestigten Vertrauens in meine Fähigkeiten etwas, dass ich möglicherweise in meinem Anzug, der nicht der neuesten Mode entsprach, das Nachsehen haben könnte. In einer Schreckensvorstellung malte ich mir aus, wie der Personalchef zu seiner Assistentin eine abfällige Bemerkung über mein Äußeres machen könnte. Ich hatte keine Möglichkeit etwas daran zu ändern.

Er hätte außerdem die Selbstdarstellung von „Bushcraft and Hüderberg“ von deren Internetseite auswendig gelernt und Anknüpfungspunkte an seine eigene Biografie vorbereitet, um noch überzeugender zu sein, sagte Thorsten.

„Das ist eine sehr gute Idee“, sagte ich. „Das werde ich auch tun. Zudem will ich eine kleine Recherche über den Personalchef anstellen, um ihn als Person besser einschätzen zu können.“

Das habe er noch gar nicht bedacht, meinte Thorsten.

Zufrieden mit mir verabschiedete ich mich von ihm und eilte weiter in die nächste Vorlesung. Letztendlich würde ich „Bushcraft and Hüderberg“ durch meine Kompetenz überzeugen. Die leisen Zweifel verflogen wieder.

Am frühen Abend beeilte ich mich sehr, nach Hause zu kommen, denn auch zur Veranstaltung „Politik und Perspektiven“ war es angeraten, im Anzug zu erscheinen und ich musste mich daher noch umziehen. Eigentlich mochte ich es sehr, mich im Kreise anderer Menschen zu bewegen, die gut angezogen waren. Man fühlte sich untereinander gleich ganz anders verbunden. Man begegnete sich mit einem anderen Respekt und einer gewissen Feierlichkeit bei solchen Veranstaltungen.

Ich besaß zu diesem Zeitpunkt allerdings nur zwei Anzüge. Der neuere von beiden war auch schon fast ein Jahr alt, aber ich trug ihn ja nicht sehr oft und er sah eigentlich fast tadellos aus. Natürlich war es kein Anzug, den Thorsten tragen würde. Es war eines der preiswerteren Modelle. Die Teilnehmer der Veranstaltung, die überhaupt einen Blick für solche Feinheiten hatten, würden mir aber bestimmt mit Nachsicht begegnen, denn man durfte nicht vergessen, dass ich noch immer Student war und folglich über kein eigenes Einkommen verfügte.

Ich kämmte meine Haare zu Recht und zog die besten Halbschuhe an, die ich besaß.

Auf dem Weg zum Veranstaltungsort bemerkte ich, dass ich schon etwas müde war. Das verwunderte mich nicht, war ich doch schon um fünf Uhr aufgestanden.

Als ich den Eingangsbereich des Neubaus am Rande des Universitätsgeländes, in dem „Politik und Perspektiven“ stattfinden sollte, betrat, wurde ich direkt von Helene, der attraktiven Blondine mit den grünen Augen, die mich eingeladen hatte, begrüßt. Sie überreichte mir ein Namensschild zum Anstecken und lächelte mich an. Mein Blick blieb einige Augenblicke an ihren Brüsten kleben, die sich unter dem sehr hübschen Kostüm, das sie trug, abzeichneten. Mit einem breiten Lächeln, bei dem sie ihre strahlend weißen Zähne zeigte, bat sie mich, ihr zu folgen. Sie wolle mich gleich vorstellen.

Ich sah mich um. Im Eingangsbereich standen einige kleine Stehtische, vielleicht ein gutes Dutzend, um die sich die Gäste in kleineren Gruppen verteilten. Viele waren ins Gespräch vertieft, manche hatten sich auch einfach nur an der Getränketheke bedient, die eigens für diese Veranstaltung aufgebaut worden war, und hielten nun ihr Glas in der Hand und tranken hin und wieder einen Schluck.

Helene steuerte direkt auf eine kleine Gruppe zu, in deren Zentrum ein großer Mann von über Einem Meter Neunzig stand, der gerade im Begriff war, den Umstehenden etwas zu erklären, wie es den Anschein hatte. Als er Helene erblickte, hielt er inne. Sie stellte mich vor. Der Mann war Abgeordneter im Parlament, einer der Jüngsten. Sein Name war Schöberlein. Zu seiner Rechten stand ein Student der Politikwissenschaft, der den Namen Vettenich trug. Die beiden anderen Männer, die dem Politiker zuvor zugehört hatten, verließen die kleine Runde.

Helene erklärte, ich sei ein sehr begabter Student und wäre nun zum ersten Mal bei „Politik und Perspektiven“ dabei, ehe auch sie sich empfahl, da sie sich um die übrigen Gäste zu kümmern habe.

Schöberlein wollte wissen, was ich denn studiere.

„Ich strebe das Doctorat Total an“, sagte ich.

Wie die meisten, die das hörten, war auch er beeindruckt.

Auch Vettenich, dessen Haare glatt zurück gegelt waren, sah mich anerkennend an.

Welcher politischen Partei ich denn nahe stünde, wollte Schöberlein wissen.

Ich dachte kurz nach. Ich wusste nicht, welcher Partei er angehörte und ich wollte keinesfalls in einem schlechten Licht erscheinen.

„Ich sehe mich keiner Partei verpflichtet“, sagte ich. „Zwar habe ich durchaus Überzeugungen und Ideen, denen ich mich verpflichtet fühle, aber ich sehe nicht, warum ich mich an eine einzelne Partei binden sollte. Mal macht diese Partei einen guten Vorschlag und mal vertritt jene Partei die stimmigere Position.“

Ich machte eine kurze Pause. Begeistert waren meine Gesprächspartner nicht von dieser Antwort.

„Womit ich allerdings gar nichts anfangen kann, das ist die Ökologisch-Marxistische Multikulturalismus-Partei.“

Nun ging ein zufriedenes Lächeln über die Gesichter der beiden.

„Das ist sehr klug von ihnen“, sagte Schöberlein.

„Sehr klug“, stimmte auch Vettenich zu. „Widerliche Links-Faschisten sind das!“

Nun wollte ich wissen, welcher Partei sie denn angehörten.

Sie seien beide engagierte Mitglieder der Demokratischen Opportunisten, sagten sie. Ich nickte.

„Sie sind ja noch jung, mein lieber Freund“, sagte Schöberlein und legte kumpelhaft seine rechte Hand auf meine Schulter, „Aber früher oder später muss man sich im Leben klar entscheiden, auf welcher Seite man stehen will. Es ist in Ordnung, wenn junge Menschen noch nach Orientierung suchen, aber schlussendlich müssen auch Sie einmal Stellung beziehen. Wir bei den Demokratischen Opportunisten, wir haben ein Profil mit Zukunft, wir können Menschen wie Sie gebrauchen.“

Er sah mich mit einem durchdringenden Blick an.

„Die Politik ist ein faszinierendes Feld. Hier kann man seine Vorstellungen einbringen in den Prozess der politischen Willensbildung, man kann aktiv etwas gestalten. Hier wird über die Zukunft entschieden.“

Er nahm seine Hand von meiner Schulter und ließ mich mit Vettenich alleine.

Ganz optimal war dieses Treffen nicht verlaufen, aber ich war einigermaßen zufrieden mit mir. Vettenich zupfte ein Haar von seinem Anzug und versuchte ein gewinnendes Lächeln an den Tag zu legen. Wir mussten nun eine Konversation beginnen.

Ich wollte wissen, ob er schon lange in der Partei sei. Er antwortete, er sei seit seiner frühen Jugend Mitglied. Für ihn sei immer klar gewesen, dass er eine politische Karriere anstreben wolle. Das Studium der Politikwissenschaften sei ein geeigneter Schritt dies zu befördern.

„Das Wichtigste sind aber die persönlichen Kontakte. Man muss sich einfach ein Netzwerk schaffen. Es geht darum, jemanden im Büro des Ministers zu kennen, sich den Leuten vorzustellen, die einen weiterbringen können. Alleine weil man eloquent ist und gute Ideen hat, kommt man zu nichts.“ Er kam nun etwas näher und sprach mit mir wie mit einem Gleichgesinnten. „Bei Schöberlein zum Beispiel wusste ich zufällig von seiner Abneigung gegenüber der Ministerin für Justiz, noch bevor ich ihn persönlich kennen lernte. Als ich ihm dann vorgestellt wurde und wir auf das aktuelle Kabinett zu sprechen kamen, da konnte ich prompt eine Spitze gegen die Justizministerin setzen und seitdem sieht er in mir ein förderungswürdiges Talent. Für mich ist das eine echte Chance. Es gibt Gerüchte, dass er schon bald in ein Ministeramt berufen werden könnte. Er ist ein aufstrebender Politiker.“

Vettenich blickte sich um. „Es ist gut, sich mit solchen Leuten zu umgeben.“

Ich nickte verständnisvoll. Nun war er sich sicher in mir einen Freund gefunden zu haben.

Er bot mir an, mich in die Partei einzuführen. Er würde mir gleich morgen eine Einladung zum Parteitag der Nachwuchsorganisation der Demokratischen Opportunisten schicken. Ich gab ihm meine E-Mail Adresse. Dass für mich eine Karriere in der Politik im Augenblick nicht in Frage kam, das sagte ich ihm nicht.

Es war nun an der Zeit den Saal zu betreten, in dem die Veranstaltung stattfand. Die Plätze waren so eingeteilt, dass die Studenten in einer Reihe saßen, die Politiker in einer anderen, die Wirtschaftsvertreter in ihrer eigenen Reihe und ebenso die Gäste aus dem Wissenschaftsbetrieb. Mir war ein Platz neben Vettenich zugeteilt. Ich sah mich um. Es waren vorwiegend Männer anwesend, nur drei Frauen konnte ich sehen. Ein Herr Mitte Vierzig trat auf das Podium, begrüßte die Anwesenden und ohne lange Vorrede übergab er an Prof. Dr. Jigelmann. Auf der Leinwand hinter ihm erschien nun der Titel seines Vortrags: „Die Ideologie unserer Zeit – Zum Scheitern verdammt“. Jigelmann setzte eine nachdenkliche Miene auf und begann zu sprechen. Seine grauen Haare waren in ziemlicher Unordnung und seine dunklen Augen funkelten uns fanatisch an. Natürlich begann er mit unsäglich dämlichen Plattitüden, wie ich es nicht anders erwartet hatte.

„Die Ideologie unserer Zeit – Zum Scheitern verdammt. Aber was ist das überhaupt, die Ideologie unserer Zeit?“ Er machte eine kurze Pause, die er nutzte um bedeutungsschwer umherzublicken. „Nun, ich denke man muss feststellen, dass wir uns in einer ungemein spannenden Zeit befinden. Viele wegweisende Entscheidungen kommen auf unsere Gesellschaft in den kommenden Jahren zu.“ Was für ein Idiot. „Quo Vadis? – Das ist die Frage, der wir uns alle stellen müssen. Mit den althergebrachten Denkmustern kommen wir nicht mehr weiter! Wir leben jetzt in einem anderen Zeitalter. Ja, in einem Zeitalter, das anders ist, als alles, was wir in der Geschichte erlebt haben.“ Nichts als blödsinnige Trivialitäten und leere Behauptungen. „Doch was ist es nun, was unsere Zeit so besonders macht? Was sind die Konflikte und wo sind die ideologischen Vorstellungen zu verorten, die unser Zusammenleben in der Gegenwart prägen? Und wenn wir diese benannt haben, wie sollten wir ihnen begegnen? Inwiefern sind sie zukunftsfähig? Sie sehen, es geht um Fragen, die uns alle angehen, mit denen wir uns beschäftigen MÜSSEN!“ Er drückte einen Knopf auf einer Fernbedienung und nun erschien die nächste Folie auf der Leinwand.

„Seit Jahrzehnten nun wird unsere Gesellschaft getragen von dem Glauben, dass ein immer besseres Leben möglich sei. Anhand des technischen Fortschrittes wird argumentiert, dass die Übel in der Welt immer kleiner werden und es für jedes Problem früher oder später eine Lösung gibt. Von dieser Hoffnung leben ganze Industriezweige. Auch in der Medizin werden uns neue Heilmittel für schwere Krankheiten versprochen und wir glauben daran, ja, wir wollen daran glauben. Der Begriff der INNOVATION steht im Zentrum des Denkens vieler Verantwortlicher. Die Erneuerung wird uns gepredigt als das Ideal schlechthin. Dies ist eine Ideologie und man sollte ihr besser nicht widersprechen, wenn man in der Wirtschaft vorankommen möchte. Ich bin ja nun unabhängiger Publizist und kann es mir erlauben, ja, sehe es geradezu als meine Pflicht an, die Dinge etwas reflektierter zu betrachten. Was sich verbirgt hinter diesem Glauben an den Fortschritt und die Erneuerung ist eine Ideologie, die nicht mehr zeitgemäß ist und die uns viele Probleme bereitet. So haben die bedeutenden Wirtschaftsnationen in dem Glauben an eine immer bessere Zukunft Schulden angehäuft, die sie niemals zurückzahlen können. Unverantwortlicherweise hat man ganze Generationen dazu verdammt unter diesen Lasten zusammenzubrechen. Die Folgen sind unabsehbar. Da die Ideologie aber noch immer vorherrscht, wird allen ernstes so getan als existiere das Problem nicht. Die Schuldengrenzen werden angehoben und es werden Notfallpakete geschnürt um drohende Pleiten abzuwenden. Wie lange soll das noch gut gehen?“

Er hatte sich nun warm geredet. Ich wollte ihm nicht länger zuhören, aber ich war dazu verpflichtet. Seine Argumentation war schlecht gegliedert und die Zusammenhänge nicht klar herausgestellt, fand ich.

„Wir alle werden es erleben. Die Jugend wird die Zumutungen, die auf sie zukommen werden, nicht klaglos hinnehmen. Wir werden möglicherweise schon bald heftige Auseinandersetzungen auf unseren Straßen erleben.“

Was für eine grundlose Panikmache.

„Diese Entwicklungen können sich auswachsen zu einer ernsthaften Bedrohung für die Stabilität unseres demokratischen Systems der Freiheit. Womit wir beim nächsten Punkt wären. Der Ideologie der Freiheit! Wir glauben, die Freiheit des Einzelnen wäre das höchste Gut überhaupt. Dass Eigentum immer ungleicher verteilt ist, ist eine Folge dieses Glaubens. Die Steuern sind zu niedrig, Vermögen wachsen an, die Löhne werden gedrückt, Gerechtigkeit verschwindet. Die Politik hat sich jahrzehntelang ihrer Verantwortung für ein gesamtgesellschaftliches Gleichgewicht

entzogen. Und auch hier ist es üblich, keinen Widerspruch zu erlauben. Wer protestiert, wird als Verlierer abgekanzelt, der den angeblich so erfolgreichen ihren Reichtum nicht gönnt. Viele Menschen akzeptieren so eine Ideologie, die sie unterdrückt, die sie behandelt, als wären sie unbedeutend. Letztendlich ist es doch aber so, dass niemand von diesem System profitiert. Alle drehen sich in einem Rad, das sich immer weiterdreht und keine Gnade kennt.“

Er wischte sich mit seinem Ärmel den Schweiß aus dem Gesicht. Jigelmann hatte sich richtiggehend in Rage geredet.

„Dann die Sache mit dem Wirtschaftswachstum! Man macht uns weiß, ein ordentliches Wirtschaftswachstum löse alle Probleme. Dabei ist das alles andere als der Wahrheit entsprechend. Durch immer größeres Wachstum werden immer mehr Ressourcen verbraucht. Folglich werden diese immer knapper. Also steigen die Preise. Die ärmeren Teile der Bevölkerung können sich bald schon einfache Lebensmittel kaum mehr leisten. Energiepreise steigen! Die Lebenshaltungskosten explodieren. Dennoch werden in vielen Teilen der Welt so viele Kinder geboren wie nie zuvor! Es müsste also noch mehr Nahrung produziert werden. Noch mehr Menschen! Überbevölkerung des Planeten wird ein großes Problem der Zukunft sein. Es wird zu Kriegen kommen. Das alles ist nicht mehr zu vermeiden. Gleichzeitig sind die fortschrittlichen Länder kaum mehr in der Lage die Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Eine paradoxe Situation! Es läuft darauf hinaus, dass die Zivilisation, in der wir leben und an die wir alle glauben, vollkommen verdrängt wird. Eine Rückkehr in archaische Muster, in eine Barbarei droht!“

Dieser Vortrag war ein wirres Durcheinander an aufrührerischen Thesen. Es war eine wirkliche Zumutung.

„Dann noch die Zerstörung der Umwelt. In unserem blinden Glauben an den Fortschritt und an den Nutzen des Wachstums haben wir Jahrhunderte lang die natürlichen Ressourcen verschleudert, die Umwelt geschädigt und eine Klimakatastrophe heraufbeschworen, die uns teuer zu stehen kommen wird. Vielleicht haben wir den Point-of-no-return längst überschritten und befinden uns bereits auf dem sicheren Weg in unsere eigene Auslöschung!

Zum Glück gibt es mittlerweile erste Reaktionen in Politik und Gesellschaft darauf. Aber all das ist viel zu unentschlossen, zu zaghaft. Wir müssen handeln!

Und das ist es auch, was mir trotz dieser schlimmen Entwicklungen Hoffnung macht. Ich bin ein echter Optimist und ich glaube daran, dass wir es schaffen können, eine

Welt zu gestalten, die mit dem Scheitern der Ideologie unserer Zeit zu Recht kommt. Aber wir müssen handeln! Was wir brauchen sind Konzepte des sozialen Ausgleichs, den weltweiten Transfer von Wissen und Kultur, ein echtes Engagement der Menschen für eine ökologischere Zukunft, für ein sozial gerechteres Miteinander. Wir brauchen die Bereitschaft zur Bescheidenheit bei allen Teilen der Bevölkerung. Mit dieser Forderung mache ich mich nicht beliebt, das ist mir bewusst, aber dennoch vertrete ich sie. Man muss auch die unbequemen Gedanken lautstark vertreten, wenn man von ihrer grundlegenden Richtigkeit überzeugt ist. Wir müssen uns auch davon verabschieden, zu glauben, dass Frauen nur unbedeutende Randfiguren der Geschichte sind. Dieser Glaube ist von gestern. Frauenquoten in der Wirtschaft sind das Gebot der Stunde. Kinderbetreuungsangebote müssen ausgebaut werden. Wir müssen...“

Er redete noch eine ganze Weile lang weiter. Die meisten Anwesenden saßen aufrecht auf ihren Stühlen und als er endlich zum Ende kam, applaudierten sie alle, die einen mehr, die anderen etwas verhaltener.

Dann begann die offene Diskussion. Zunächst meldete sich ein Vertreter aus der Wissenschaft zu Wort. Er hätte an einer Studie mitgewirkt, die sehr präzise vorhergesagt hätte, dass die junge Bevölkerung in den fortschrittlichsten Industrienationen im besten Fall um 35% reduziert würde in den nächsten drei Jahrzehnten, im schlechtesten Fall gar um 48,5%. Wenn die Frau von heute im Durchschnitt nur noch 1,08-1,16 Kinder bekäme, dann sei das gar kein Wunder. Die Forderung nach mehr Kinderbetreuung, Frauenquoten, höhere staatliche Beihilfen für junge Familien und ähnliche Maßnahmen hätten keine wirklich durchschlagende Auswirkung auf die Geburtenraten. Es sei also wohl mit einem Rückgang der Wirtschaftsleistung um bis zu 17% zu rechnen, wenn gleichzeitig die Produktivitätssteigerungen aufrechterhalten werden könnten. Für die wichtigsten Aktienindizes prophezeite er eine langfristige Stagnation mit wiederkehrenden Einbrüchen. Als er seine Anmerkung beendet hatte, nahm der Wissenschaftler wieder Platz und ein besorgtes Raunen ging durch den Raum.

Nun wollte Schöberlein, der Politiker, einen Beitrag leisten. Man brachte ihm ein Mikrofon.

„Also, ehe diese Veranstaltung nun in schwarzem Pessimismus untergeht, möchte ich doch auch noch einige Worte verlieren. Ich glaube an eine großartige Zukunft für die Gesellschaft, in der wir leben. Optimismus ist nicht nur meine mir eigene

Lebenseinstellung, nein, Optimismus ist für uns geradezu eine Pflicht. Dies ist einer der wenigen Punkte, in dem ich Herrn Professor Doktor Jigelmann zustimme. Was ich nicht sehe ist das von ihm diagnostizierte Scheitern. Ich glaube wir sollten wirtschaftliche Dynamik, Innovation, nicht als einen bloßen Glauben an eine bessere Zukunft abtun. Hier verbirgt sich eine wohl begründete Hoffnung auf neue technische Machbarkeiten, die unserem Land Wohlstand und Anerkennung beschere können. Auch die Freiheit, dieses hehre Ideal ist mitnichten gescheitert. Nur in einer Gesellschaft, in der der Einzelne sein Schicksal selbst bestimmen kann, gibt es die politische Stabilität, die wir seit langem erleben. Ich entdecke da bei Ihnen, Herr Doktor Jigelmann, ein paar ganz widerliche links-faschistische Tendenzen. Natürlich ist soziale Gerechtigkeit ein großes Thema. Und natürlich wollen wir dafür sorgen, dass wir unseren Schuldenberg in den Griff bekommen. Wir von den Demokratischen Opportunisten haben hierzu erst neulich eine Initiative im Parlament eingebracht. Ich denke, wir sind auf einem guten Weg. Wenn wir eine lebenswerte Gesellschaft gestalten, dann wird es auch wieder mehr Kinder geben. Bei alledem dürfen wir nicht vergessen, dass es Menschen anderswo auf der Welt schlechter geht. Sie werden aber in den kommenden Jahrzehnten aufholen. Die Vorteile unseres kulturellen und wirtschaftlichen Systems werden sich überall auf der Welt durchsetzen und wir können mit guten Gefühlen dieser Zukunft entgegensehen.“

Erleichterung zeichnete sich auf den Mienen vieler Zuhörer ab. Nun meldete sich einer der Studenten. Er hatte seinen Platz zwei Stühle links von mir. Man brachte ihm das Mikrofon und alle Aufmerksamkeit richtete sich auf ihn. Mir fiel sein ungewöhnlich großer Kopf auf.

„Ich will noch einige Anmerkungen machen. Wir sind hier doch wirklich bei einer Veranstaltung, die ein gewisses Niveau für sich in Anspruch nimmt. Mein Eindruck ist, dass wir dem nicht wirklich gerecht werden. Anstatt ernsthaft über die Probleme zu reden, die unbestreitbar existieren, benutzt Herr Jigelmann diese Thesen nur um sich wichtig zu machen und um seinen naiven Optimismus, der sich in erster Linie aus kompatiblen Gemeinplätzen speist, zu verbreiten. Das ist keine Antwort, finde ich. Ebenso ist es falsch sich auf statistische Modelle und die Behauptungen wissenschaftlicher Untersuchungen zurückzuziehen. Die Realität kann diese Berechnungen ohnehin schnell überholen. Nun zu Ihnen, Herr Schöberlein, ihre Rhetorik ist vermutlich die Gefährlichste von allen. Sie reden die Probleme klein, behaupten die Machbarkeit ihrer Bewältigung in leeren Phrasen und stellen sich nicht

der eigentlichen Situation. Viele der Probleme wurden schon genannt. Wenn wir diese Probleme ernst nehmen, dann müssen wir uns ganz grundlegende Gedanken über unsere Welt machen. Überbevölkerung und Unterentwicklung ist eben nichts, was viele Länder schon noch aufholen werden. Staatsverschuldung ist nicht so einfach in den Griff zu kriegen. Soziale Ungleichheiten sind nichts, was wir mit ein paar oberflächlichen Gesetzesänderungen schon wieder ins Lot bringen werden. Es zeigen sich ganz deutlich strukturelle Defizite. Anhand der Krise der Gesellschaft, die auf uns zukommen wird, werden wir uns der ontologischen Probleme unseres Daseins bewusst, wie sie sich in der gegenwärtigen Ordnung manifestieren. Wir sollten dieser Wahrheit ins Auge sehen.“

Ich bemerkte, dass dieser Wortbeitrag, obwohl er nicht schlecht formuliert war, vorwiegend Irritation hervorrief. Auch ich war etwas verunsichert dadurch. Was er genau mit „ontologischen Problemen“ gemeint hatte, war mir nicht ganz klar. Der nächste Wortbeitrag stammte von einem Wirtschaftsvertreter, einem Mann von schätzungsweise fast sechzig Jahren mit kantigen Gesichtszügen.

„Wir in der Wirtschaft können vieles von dem, was in politischen Diskussionen geäußert wird schon lange nicht mehr nachvollziehen. Die Probleme, die Sie ansprechen, lassen sich nur durch eines lösen und das ist Wirtschaftswachstum. Das ist keine Ideologie, sondern das ist die Erfahrung aus dem echten Leben. Wer Wachstum generiert, der schafft Arbeit, der fördert soziale Gerechtigkeit, der gibt ärmeren Ländern eine Chance. Wenn es Wachstum gibt, dann gibt es Wohlstand und dann bekommen die Frauen bei uns auch mehr Kinder. Ich selbst habe drei Kinder. Das Leben ist nicht immer leicht, aber es ist grundsätzlich gut und kann bewältigt werden, wenn man tatkräftig an die Sache herangeht. Das gilt für alle Bereiche. Im Übrigen bin ich gegen Frauenquoten. Das ist eine ideologische Diskussion, die uns in der Praxis nicht hilft.“

Der Student mit dem großen Kopf meldete sich schon wieder, aber er bekam keine Möglichkeit mehr zu sprechen. Denn ich hatte mich ebenfalls gemeldet und bekam nun das Wort.

„Ich möchte mich zunächst für den anregenden Vortrag von Professor Doktor Jigelmann bedanken“, sagte ich, denn das war ein Gebot der Höflichkeit, auch wenn ich sein Gerede kaum ertragen konnte. „Auch die bisherigen Wortbeiträge habe ich als sehr gewinnbringend empfunden. Ich denke, in der Diskussion kommt der Bildungsaspekt noch etwas zu kurz. Bildung ist sicher der Schlüssel zu einer guten

Zukunft. Herr Professor Doktor Jigelmann hat es schon angedeutet. Die Verbreitung und Aneignung von Wissen und Know-How ist doch die Grundlage für das Gelingen des je einzelnen Lebens. Ich werde beispielsweise das Doctorat Total ablegen.“ Ich machte eine kurze Pause, um allen Gelegenheit zu geben, diese Tatsache anerkennend aufzunehmen. „Und ich glaube, dass ich dadurch in der Lage sein werde, zu einem funktionierenden und wesentlichen Bestandteil dieser Gesellschaft zu werden. Das ist doch der Weg, der jungen Menschen angeraten werden muss. Eine gute Ausbildung, gepaart mit einer gehörigen Portion Tatkraft und einem unerschütterlichen Optimismus und Glauben in die Gestaltungsfähigkeit der eigenen Laufbahn, das sind Voraussetzungen, die den Einzelnen und damit auch die Gemeinschaft nach vorne bringen.“

Ich ertete einen spontanen Applaus für diesen Beitrag und spätere Wortbeiträge bezogen sich immer wieder positiv auf meine Aussagen.

Nach Ende der Diskussion fanden sich alle Gäste wieder bei den Stehtischen im Eingangsbereich ein. Ich kam mit einem Wirtschaftsvertreter ins Gespräch, der mich gerne einladen wollte zu einem „Career Day“ in seinem Betrieb. Das sei die Gelegenheit für junge, hoffnungsvolle Nachwuchskräfte wie mich, sich zu informieren. Er würde mich persönlich empfangen. Zum Schluss überreichte er mir eine Visitenkarte. Ich fühlte mich geschmeichelt. Überhaupt war die Diskussion gut verlaufen. Ich hatte die Gelegenheit genutzt, mich zu präsentieren und das war gut gelungen.

Lange standen einige der Studenten noch beisammen an diesem Abend. Der mit dem großen Kopf betrank sich am Getränkeauschank, einige hatten sich schon verabschiedet und so war es eine Gruppe aus sieben jungen Leuten, darunter auch Helene und Vettenich, die sich in unterhaltsamen Gesprächen zu allerlei Themen verlor. Die Stimmung war gut, denn uns einte das Gefühl einer Elite anzugehören. Wir durften wichtige politische Fragen diskutieren, was uns automatisch zu wichtigeren Personen werden ließ. Wir scherzten und lachten viel. Einmal umarmte ich im Überschwang Helene, drückte sie an mich und berührte dann wie zufällig mit meiner Hand ihr Gesicht. Es schien ihr zu gefallen. Es war spät, als ich an diesem Abend nach Hause kam, aber es war wichtig gewesen bei einer so tollen Veranstaltung wie „Politik und Perspektiven“ dabei zu sein. Beim Zähneputzen ließ ich die Ereignisse noch einmal vor meinem inneren Auge Revue passieren. Alles war gut gelaufen.

Am Freitag standen dann die ersten beiden Vorstellungsgespräche bei Unternehmensberatungen wegen meines Praktikums in der vorlesungsfreien Zeit an. Aus diesem Grund musste ich an diesem Tag sämtliche Veranstaltungen an der Universität ausfallen lassen. Mein erster Termin war um zehn Uhr bei der Firma „Indiro Brothers“. Schon der lachhafte Name machte mir klar, dass es sich hierbei nur um einen Betrieb zweiter Wahl handeln konnte. Der Firmensitz war weit im Westen der Stadt gelegen, abseits vom eigentlichen Zentrum, in dem sich der bedeutende Teil des Geschäftslebens abspielte. Als ich die dreispurige Verkehrsstraße vor dem Bürogebäude von „Indiro Brothers“ überquerte, dachte ich an meine Kommilitonen, wie sie mit geöffnetem Mund der Vorlesung zum Themenbereich Pränatale Propädeutik lauschten. Dass ich nicht anwesend war, weil ich diesen Termin hatte, zeigte deutlich, dass ich nicht wirklich zu ihnen gehörte.

Ich traf überpünktlich zu meinem Vorstellungstermin ein. Man brachte mich in ein großzügiges Büro mit Ausblick auf die Peripherie. Ich nahm in einem schwarzen Ledersessel mit silbernen glänzenden Armlehnen aus Metall Platz und richtete mich auf eine kurze Wartezeit ein. Mir gegenüber stand ein wuchtiger Schreibtisch aus massivem Holz. Darauf lag eine schlichte, schwarze Schreibtischunterlage aus Kunstleder. An der Wand dahinter hing ein Bild, das einen Wolkenkratzer in einer der anderen Metropolen der Welt zeigte, auf dessen Fassade das Logo der „Indiro Brothers“ prangte. Es war keine Fotografie, sondern ein Gemälde, wahrscheinlich ein Ölgemälde. Die Details waren sehr exakt nachempfunden. Ich stand auf und näherte mich dem Bild, um es genauer zu betrachten. Selbst ein Straßenzug im Bildhintergrund war von hohem Detailgrad. Ich konnte verschiedene Automobiltypen identifizieren und sogar einen Spaziergänger mit einem Schäferhund entdecken. Die Bildeinteilung empfand ich allerdings als missglückt, denn der Lichteinfall und die Anordnung der Bildelemente betonten das Logo der „Indiro Brothers“ auf übertriebene Art und Weise. In seiner ostentativen Plakativität fehlte dem Bild jede Subtilität und ich musste lächeln, als mir das klar wurde. In diesem Moment betrat jemand den Raum. Es handelte sich dabei um einen breithüftigen Mann, schätzungsweise mitte fünfzig. Seine Haare waren schon ergraut und seine runden, fleischigen Gesichtszüge machten einen selbstbewussten Eindruck. Er gab mir einen festen Händedruck und bat mich, Platz zu nehmen. Er öffnete einen dünnen Aktenhefter und blätterte einen Moment darin herum, so als ob er etwas suchte.

Dann betrachtete er ein bestimmtes Dokument, das ich nicht sehen konnte. Er legte seine Stirn in Falten und tat so, als ob er nachdenken müsste. Schließlich blickte er wieder auf und legte den Hefter beiseite.

„Sie haben sich also in unserem Unternehmen beworben. Ihrem Lebenslauf entnehme ich, dass Sie qualifiziert sind, die von Ihnen angestrebte Praktikantenstelle zumindest theoretisch auszufüllen. Ihre Prüfungsleistungen sind ja allesamt vortrefflich.“

Ich nickte lautlos, denn ich wollte mein Gegenüber keineswegs unterbrechen.

„Für eine Tätigkeit in unserem Unternehmen braucht es allerdings mehr, als nur fachliches Wissen. Wir legen großen Wert auf emotionale Intelligenz, auf die Fähigkeit zur Kommunikation, auf das Talent sozial angemessen zu interagieren.“

Er machte eine Pause und sah mir fordernd in die Augen. Sein Blick war stechend, aber ich hielt ihm stand. Nun musste ich etwas antworten.

„Ich halte mich auf diesen Gebieten für äußerst kompetent. Ich weiß, wie man mit anderen Menschen umgeht. An der Universität habe ich den freiwilligen Leistungskurs Ressourcenschonende Menschenführung besucht, in dem ich viel gelernt habe.“

Er senkte seinen Blick auf meine Hände, die ich auf den Armlehnen des Sessels abgelegt hatte. Ich hatte das Gefühl, als würden sie ein wenig verkrampfen in diesem Moment, aber wahrscheinlich habe ich mir das nur eingebildet.

„Das trifft sich gut“, sagte er. „Die Stelle, die Sie anstreben, ist ja direkt der Leitung dieses Firmensitzes unterstellt.“

„Ja, ich erhoffe mir vielfältige, bereichernde Einblicke in die Führung ihres Unternehmens.“

Ich war bemüht, aufrichtig zu lächeln.

„Das ist garantiert. Wir haben im Zeitraum ihres Praktikums einen Auftrag vom größten Kartoffelbauer weltweit erhalten. Wir sollen unser Wissen einsetzen, um die Kartoffelkette von der Forschung, über den Anbau bis zum Verbraucher zu optimieren.“

„Das klingt sehr reizvoll“, log ich. Ich konnte bloß hoffen, dass ich einen Platz bei „Bushcraft und Hüderberg“ bekommen würde. „Kartoffelkette“?! Etwas Dämlicheres hatte ich lange nicht mehr gehört.

„Nun, wir würden uns freuen, Sie im kommenden Monat bei uns zu sehen.“ Er zeigte seine Zähne in einem Versuch offen und sympathisch zu lächeln und ich antwortete

ihm, dass ich noch andere Bewerbungen abwarten wolle, dass mir die „Indiro Brothers“ aber als ein sehr viel versprechendes Unternehmen erschienen und dass ich, sobald ich mich entschieden hätte, von mir hören lassen würde. Zufrieden gab er mir zum Abschied die Hand. Im Aufzug nach unten dachte ich, dass es schon sehr schön ist, wenn man in der Lage ist, sympathisch und kompetent zu erscheinen und überhaupt weiß, wie man in dieser Welt reüssieren kann.

Bis zu meinem nächsten Termin waren es noch zweieinhalb Stunden. Allerdings war der Sitz der „Filu Gesellschaft“ am anderen, dem östlichen Ende der Stadt gelegen. Ich nahm die Bahn.

Es war in meinem Wagon gerade noch ein letzter Sitzplatz frei, auf dem ich mich gleich niederließ. Meine Fahrt würde ungefähr vierzig Minuten dauern. Schon nach zwei Stationen war ich tief in Gedanken versunken. Ich konnte im Grunde genommen ganz zufrieden sein damit, wie sich meine Lebenssituation darstellte. Mein Studium lief gut, ja, eine wissenschaftliche Karriere lag offen vor mir. Auch in der freien Wirtschaft hatte ich gute Aussichten. Das mit dem Praktikum bei „Bushcraft and Hüderberg“ würde schon hinhauen. Ich war der Prototyp des hoffnungsvollen, talentierten jungen Mannes, der weiß, dass ihm die Zukunft gehört. Während der Zug in einen Tunnel rollte und die Innenbeleuchtung aufleuchtete, betrachtete ich mein Spiegelbild im Plexiglasfenster. Ich dachte an Selina. Morgen müsste ich ihr deutlich machen, dass sie es sich nicht zur Angewohnheit machen dürfte, Forderungen an mich zu stellen. Eine Beziehung kann nicht funktionieren, wenn die Frau meint, sie hätte das Recht sich in den Vordergrund zu spielen.

Ich unterbrach meine Fahrt entgegen meiner Planung am Zentralbahnhof, um mir in der dortigen Sandwich- und Salatbar ein kleines Mittagessen zu kaufen.

Mein zweites Vorstellungsgespräch an diesem Tag begann ebenfalls pünktlich. Der repräsentative Bau, in welchem die „Filu Gesellschaft“ ihren Sitz hatte, war nicht schwer zu finden gewesen. Auch hier brachte man mich freundlich in ein Büro, in dem ich bereits erwartet wurde. Drei Männer saßen an einem langen Tisch mit dem Rücken zur Glasfront, die einen schönen Blick in Richtung Stadtzentrum erlaubte. Ich nahm gegenüber Platz, so dass ich dem Mittleren der Drei genau gegenüber saß. Er machte einen etwas hageren Eindruck in seinem Nadelstreifenanzug in dunkelblau. Die anderen beiden trugen schwarze Anzüge. Bei ihnen handelte es sich um

Assistenten. Der Personalchef, der Mann in dunkelblau, sagte, sie hätten meine Bewerbung mit großem Interesse zur Kenntnis genommen.

„Ihre Leistungen scheinen über jeden Zweifel erhaben zu sein“, stellte er wahrheitsgemäß fest. „Wir würden Sie durchaus gerne als Praktikant einstellen.“ Er lächelte mich an, was ich als ermunternde Geste zur Kenntnis nahm. Nun sprach der Mann rechts außen.

„Allerdings gibt es da etwas, das uns in ihren Unterlagen gefehlt hat.“ Ohne mich anzusehen fuhr er fort. „Wir sehen es gerne, wenn unsere Mitarbeiter engagierte Menschen sind. Menschen, die sich für etwas begeistern, für etwas einsetzen, Menschen, die sich aufopfern, die auch einmal etwas für andere tun. In Ihrer Bewerbung fehlt uns also eine Liste ihrer Engagements, ihrer privaten Leidenschaften.“ Nun drehte er den Kopf und sah mich herausfordernd an. „Sie können das aber nun sicher mündlich ergänzen.“

Das hatte ich nicht erwartet. Ich musste einen kurzen Moment nachdenken, ehe ich mit dem Versuch einer Antwort begann. „Nun, Sie wissen ja, dass ich das Doctorat Total anstrebe. Das soll nun keine Ausrede sein, aber dieses Studium ist tatsächlich sehr zeitaufwändig. Nebenbei bin ich noch in einer glücklichen Beziehung zu einer sehr intelligenten, jungen Frau, was sich ebenfalls auf meine verfügbare Zeit negativ niederschlägt. Ich...“

Unhöflicherweise unterbrach er mich, mitten im Satz. „Soll das heißen, Sie engagieren sich überhaupt nicht?“

„Doch“, sagte ich, „Ich nahm beispielsweise erst gestern aktiv an einer Veranstaltung teil. „Politik und Perspektiven“ hieß sie. Meine Interessen sind vielseitig.“

Nun sprach der Mann auf der linken Seite zu mir. „Das beeindruckt uns wenig. Uns interessiert auch, ob Sie geübt darin sind, Verantwortung zu übernehmen. Gestern hatten wir beispielsweise einen Bewerber, der dasselbe wie Sie studiert. Er gehört an seiner Universität dem Fachschaftsausschuss als stellvertretender Vizekassenwart an, leitet eine Jugendsportgruppe der Tischtennisabteilung, spielt ehrenamtlich zweimal wöchentlich mit älteren Menschen im Seniorenheim „Mensch-ärgere-dich-nicht“ und, als wäre das noch nicht genug, hat er vor kurzem eine Bürgerinitiative gegründet, die sich für die Sicherheit der Wanderschildkröte im Umkreis der Autobahn 243 einsetzt. Sie können sich vorstellen, dass uns das massiv beeindruckt hat. Ohne Umschweife haben wir ihm eine Stelle zugesagt.“

„Ein sehr talentierter, junger Mann!“, warf der Mann auf der rechten Seite ein.

Was für Schwachköpfe!

„Ich denke, man kann es mir nicht verübeln, dass ich mich im Moment auf das konzentriere, was mich persönlich nach vorne bringt. Der Gesellschaft werde ich dann am meisten nützen, wenn ich mich fordere und bilde und zu dem werde, was der Arbeitsmarkt verlangt. Ich bewundere es durchaus, wenn andere vielseitigen Engagements nachgehen. Für mich habe ich aber entschieden einen klaren Fokus zu setzen.“

Nach einer kurzen Pause ergriff dann wieder der Chef das Wort. „Ich denke, Sie haben da vollkommen Recht. Die Menschen sind ja glücklicherweise verschieden und wenn Sie erklären, wie Sie die Angelegenheit sehen, merkt man, dass ihre Haltung berechtigt ist und dass Sie überzeugend sind. Wir bieten Ihnen also gerne eine Stelle an. Hier ist ihr Vertrag. Lesen Sie es sich bitte durch und unterschreiben Sie dann unten, an der markierten Stelle.“

Ich räusperte mich. „Es ist so, dass ich mehrere Angebote für den besagten Zeitraum habe und ich mich heute noch nicht für Ihre Gesellschaft entscheiden kann, auch wenn ich das gerne würde.“

„Bis wann können wir dann mit ihrer Antwort rechnen? Es gibt für unsere Praktikumsplätze zahlreiche Bewerber. Wir können Ihnen die Stelle nicht lange Zeit offen halten.“

„Ich melde mich bis spätestens Dienstag.“

Die Herren der „Filu Gesellschaft“ waren einverstanden und wir verabschiedeten uns mit den besten Wünschen voneinander.

Nun musste ich mich beeilen, denn ich wollte in der Kaiser-Bibliothek noch ein Dutzend Bücher für meine Arbeit unter Herrn Prof. Dr. Geisenhäusler ausleihen, die ich zuvor über das Internet vorbestellt hatte. Ich kam gerade noch rechtzeitig. Die Bücher passten nicht vollständig in meinen Rucksack und so musste ich einige von ihnen in den Händen tragen. Auf meinem Weg nach Hause kam ich an einem Skatepark vorbei. Junge Menschen sprangen über künstliche Hindernisse, rollten von einer Seite einer Halfpipe auf die andere und hörten dazu Musik, deren Rhythmus noch einige Minuten in meinen Gedanken nachhallte.

Es war bald schon Abend und ich vertiefte mich in eine erste, eher oberflächliche Lektüre der neuen Bücher.

Am Samstagmorgen erwachte ich schon um kurz nach sechs Uhr. Noch vor dem Frühstück begann ich damit, die Sichtung der neuen Bücher fortzusetzen. Ich machte mir Notizen zum ungefähren Inhalt einzelner Kapitel, so dass ich später zielgerichtet auf diese Informationen zurückgreifen könnte. Ich hatte versprochen, mich um zehn Uhr in der Stadt mit Selina zu treffen. Da ich nicht besonders gut geschlafen hatte, fiel es mir schwer, mich vollständig zu konzentrieren, eine Tatsache, die mich unzufrieden werden ließ. Nach einer guten halben Stunde legte ich das Buch mit den neuesten Entwicklungen der analytischen Feldforschung über volatile und nicht-volatile Modelle des dynamischen Marktes völlig entnervt aus der Hand. Obwohl ich den diffusen Eindruck hatte, dass das Buch durchaus wertvolle Anstöße für meine Arbeit liefern könnte, musste ich einsehen, dass ich nicht in der Verfassung war, mich angemessen damit auseinanderzusetzen. Ich aß ein Stück Vollkornbrot mit wenig Butter und trank eine Tasse Hagebuttentee dazu. Draußen im Hof war noch alles ruhig. Die Fahrräder standen ordentlich nebeneinander in der dafür vorgesehenen Vorrichtung und die Äste und Blätter der großen Birke bewegten sich langsam im Wind. Wie langweilig das alles war. Ich setzte mich an den Computer und rief die Internetseite mit den neuesten wissenschaftlichen Publikationen auf. Interessant war vor allem eine neue Veröffentlichung über regenerative, globulatbetriebene, prozessionsfähige Materialmodule. Aber auch hier hielt ich kaum eine Viertelstunde durch, ehe meine Gedanken unscharf wurden und abwichen vom Gegenstand.

Um drei Minuten vor Zehn stand ich am Brunnen vor dem Kaufhaus am Gilewitz-Platz, dem vereinbarten Treffpunkt. Selina kam wenige Minuten zu spät, worüber ich aber generös hinweg sah. Sie sagte, sie wolle zuerst in das große Kaufhaus um eine Marmelade für ihren Neffen zu kaufen.

„Das können wir doch auch zum Schluss machen. Sonst müssen wir die Marmelade die ganze Zeit mit uns herumtragen“, versuchte ich sie davon abzubringen.

„Nein, das geht nicht. Die Marmelade ist ein Sonderangebot und wenn wir erst in zwei Stunden kommen, dann ist sie womöglich schon ausverkauft. Es ist wirklich eine Marmelade mit einem hervorragenden Preis-Leistungs-Verhältnis.“

Also betraten wir das große Kaufhaus mit seinen vielen hundert Geschäften. Das bestimmte Spielzeuggeschäft lag im vierten Stock. Wir nahmen den Aufzug. Tatsächlich gab es die besagte Marmelade noch und als Selina bezahlen musste,

drückte sie sie mir in die Hand und machte auch danach keine Anstalten, sie mir wieder abzunehmen. Ich redete mir ein, ich wäre ein richtiger Mann, der seinen eigenen Willen hinten anstellt und seiner Frau die Last abnimmt, aber es gelang mir nicht, diese Empfindung in mir zu bezwingen, die zutiefst darüber verärgert war. Ich fühlte mich wie ein nützlicher Idiot und hätte die beschissene Marmelade am liebsten über das Geländer vor dem Geschäft geworfen. Auf dem Platz vor den Rolltreppen spielte ein Pianist eine öde vor sich hinplätschernde Melodie. Da erblickte Selina eine Filiale eines weltweit operierenden Mode-Unternehmens und ihr fiel ein, dass sie Unterwäsche kaufen wollte. Ich folgte ihr in das Geschäft. Da stand ich dann vor den Unmengen an Büstenhaltern und sie begann einzelne davon zu betrachten und zu befühlen. Ich stellte die Marmelade auf den Boden.

Später dann verließen wir das Kaufhaus wieder. Sie wollte noch in die kleineren Einkaufsstraßen weiterziehen. Dort gäbe es viel freundlichere, überschaubare Läden, in denen alles einfach viel persönlicher wäre. Als wir an einer Ampel warten mussten, fiel ihr mein misstrauischer Gesichtsausdruck auf. Ob ich Probleme habe, wollte sie wissen.

„Es ist alles in Ordnung“, sagte ich. „Ich habe nur nicht besonders gut geschlafen.“

Sie behauptete, dass das immer einen Grund habe und sie vermutete tiefer liegende, persönliche Probleme mit meiner aktuellen Lebenssituation. Ich nahm die Marmelade unter den anderen Arm und widersprach ihr.

„Ich habe einfach nur schlecht geschlafen, das ist alles. Meine aktuelle Lebenssituation könnte besser nicht sein. Daran liegt es mit Sicherheit nicht.“

„Weißt du“, sagte sie, „ich glaube, dass du einfach viel zu stark in deiner subjektiven Willenswelt gefangen bist. Das ist ein ganz typisches Problem. Sigismund Hägele hat uns das alles erklärt. Wenn man das erst einmal verstanden hat, dann geht einem ein Licht auf. Also vielleicht wäre das transzendentalpragmatische Joga auch echt mal eine Möglichkeit für dich deinem Leben einen ganz neuen Vitalitätsschub zu schenken!“

„Ich glaube nicht“, sagte ich.

„Du bist einfach nicht offen. Du bist manchmal einfach viel zu verstockt und versteift. Man könnte meinen, es würde dir keinen Spaß machen mit mir gemeinsam einkaufen zu gehen.“

„Du weißt genau, dass ich es eigentlich nicht wollte, weil ich eminent wichtige Arbeiten anzufertigen habe. Allein dir zu liebe habe ich mich breitschlagen lassen mitzukommen! Ich wollte dir sowieso sagen, dass ich es nicht gut finde, dass...“

„Weißt du was? Wir kaufen jetzt einfach was für dich. Das bringt dich in eine andere Stimmung.“

„Ich brauche nichts.“

„Ein neues Hemd! Wir kaufen dir ein neues Hemd! Ich kenne da einen Laden, die haben ganz tolle Hemden, so Freizeithemden.“

Wenige Minuten später betraten wir eben diesen Laden. Ein Mann mit einem akkurat gestutzten Bart um Oberlippe und Kinn begrüßte uns mit einer mir äußerst unsympathischen, unverbindlichen Freundlichkeit. Natürlich muss man im Kundenkontakt auf diese Weise vorgehen und ich muss gestehen, dass er es verstand, mich und Selina von den Qualitäten dreier Baumwollhemden zu überzeugen, die ich anprobieren sollte. Das erste war in verschiedenen Rottönen gehalten. Ich zog es an und verließ die Umkleidekabine. Draußen stellte ich mich vor einen Spiegel und der Verkäufer und Selina betrachteten mich mit großem Interesse. Indem er das Hemd über meine Schulter und an meinem Rücken glatt strich, sagte der Verkäufer er finde, dass der Schnitt des Hemdes meinen Körper sehr vorteilhaft betonen würde und dass die Farbe an mir keineswegs aufdringlich wirke, sondern vielmehr elegant.

Es missfiel mir, dass er mich berührt hatte und jetzt bemerkte ich, dass seine Stimme klang, als würde er ein wenig durch die Nase sprechen. Wahrscheinlich war er so eine widerliche Schwuchtel, wie es sie oft in Modegeschäften gab. Selina stimmte ihm begeistert zu. Ich konnte ihren Enthusiasmus nicht nachvollziehen, was sich auch bei den anderen beiden Hemden, die in ähnlich unregelmäßigen Mustern gehalten waren, nicht änderte. Wir kauften das rote Hemd und das grüne und der Verkäufer wünschte uns noch einen ganz wunderbaren Tag. Wir schlenderten noch einige Zeit durch die Straßen, ehe ich bemerkte, dass die zwei Stunden ja nun um seien und ich unbedingt nach Hause müsse. Selina schien aufrichtig enttäuscht zu sein, mich nun verlassen zu müssen und meinte, sie würde sich danach sehnen, dass ich sie wieder einmal richtig besuchen käme, nicht nur wegen ihrer Bemühungen um die rufavlsche Alltagssprache. Ich versprach, mir in der kommenden Woche Zeit zu nehmen und tätschelte sanft ihre Schulter. Dann

überreichte ich ihr die Marmelade und stieg erleichtert die Treppe zur U-Bahnstation hinab.

Als ich zu Hause ankam und gerade den Hinterhof durchqueren wollte, sah ich, wie mein neuer Nachbar Xaver Weihersbach mit rotem Kopf und verstörtem Gesichtsausdruck vor dem Eingang zum Seitenflügel auf dem Boden kniete. Neben ihm standen zwei dieser übergroßen Plastiktragetaschen, wie es sie in den meisten Supermärkten gab, beide bis weit über ihre Belastungsgrenze befüllt. Auf dem Boden befand sich ein großer weißer Fleck. Als ich näher kam, bemerkte ich, dass es sich um eine Milchpfütze handelte. Eine der Taschen war unten aufgerissen, eine aufgeplatzte Milchtüte lag daneben. Da bemerkte er mich.

„Sehen Sie sich das an! Was für eine ekelhafte Sauerei! Ich wollte nur meine Einkäufe nach oben bringen und denke an nichts und da passiert es – diese Plastiktüte kracht durch, die Konservendosen purzeln laut scheppernd auf den Boden, die Milchtüte hinterher und natürlich ist sie zerplatzt.“

Mit seinem roten Kopf wirkte er in dieser Position wie ein kompletter Kretin.

„Die Tüten, die Sie da haben“, sagte ich, „ich glaube, dass ihre Einkäufe zu schwer dafür sind.“

„Sie haben Recht. Das hätte ich mir selbst denken müssen.“

Ich war gerade im Begriff mich an ihm, seinen Tüten und der Pfütze vorbei ins Treppenhaus zu winden, da hob er den Kopf und fragte, ob ich ihm denn kurz helfen könne, die Einkäufe nach oben in seine Wohnung zu tragen.

Für einen Moment hielt ich inne und stellte mir seinen Gesichtsausdruck vor, nachdem ich „Nein“ gesagt hätte, wie er als ein Häufchen Elend, hilflos vor dem Milchfleck kauern würde, in Tränen ausbrechen würde. Diese Vorstellung erfüllte mich mit Freude.

Ich half ihm dann doch, denn man darf es nicht unterschätzen: Eine gute Beziehung unter Nachbarn, sei sie auch noch so oberflächlich, kann manchmal von Nutzen sein. Wir stellten die gesammelten Einkäufe in seiner Küche ab und er bedankte sich höflich für meine Hilfe. Ich sagte nichts und er fühlte sich wohl in Erklärungsnot, als er meinen etwas zweifelnden Blick sah, der über die Massen an Lebensmitteln schweifte.

„Sie müssen wissen, es hat einen Grund, dass ich einen solchen Großeinkauf getätigt habe. Ich habe vor, einen Plan in die Tat umzusetzen, der in den letzten Tagen in mir gereift ist.“

Wahrscheinlich habe ich etwas genervt mit den Augen gerollt, denn er unterbrach seine Erklärung, um mir ein Glas Wasser einzuschenken. Er reichte es mir mit einer Geste, die zugleich unterwürfig und doch auch gönnerhaft wirkte.

„Kennen Sie Gregor Dekrincolur?“

„Das ist dieser Großmeister der Malerei. Wir haben ihn einmal in einem Seminar zur postgühuzisstischen Acrylmalerei behandelt.“

„Was halten Sie von ihm?“

„Die meisten seiner Bilder zeichnen sich durch eine meisterhafte Komposition aus. Farbgebung, Lichtarrangements, das ist alles sehr gekonnt und unser Dozent sprach von einer spürbaren, existentiellen Tiefe, die in seinen Arbeiten erfahrbar wäre, was meiner Ansicht nach tatsächlich zutrifft, wenn man sich darauf einlässt.“

Ich hatte nie verstanden, was das sein sollte. Existentielle Tiefe. Wenn ich die Nachdrucke seiner Bilder betrachtete, dann empfand ich gar nichts. Aber es wurde schnell klar, dass dieser Ausdruck von Kennern Dekrincolurs im Diskurs häufig benutzt wurde und so eigneten sich nach und nach alle Studenten den Gebrauch dieses Begriffes an.

„Das ist gut, dass Sie darauf hinweisen. Ganz genau. Die existentielle Tiefe ist das, was mich so an ihm beeindruckt. Es ist so: Ich habe Ihnen ja erzählt, dass ich in mir fühle, dass ich ein Künstler sein muss, dass ich meine reiche, pulsierende Innenwelt in Werke übersetzen muss, die den Menschen gefallen. Und da habe ich nun in der neuesten Ausgabe des internationalen Kunstmagazins ein spannendes Interview mit Gregor Dekrincolur gelesen. Er schildert darin, wie es ihm ergangen ist, als er selbst noch ein junger Mann war, lange vor seinem Durchbruch. Er sagt, er habe bis er siebenundzwanzig geworden wäre fast ausschließlich bedeutungslose, naturgetreue Zeichnungen, realistische Skizzen angefertigt. Eines Abends dann brach in ihm eine grenzenlose Wut aus. Eine Wut auf alles und jeden, besonders auf sich selbst. Er zerstörte alle seine Zeichnungen.“

„Ein Jammer. Heute wären sie Millionen wert.“

„Verstehen Sie doch! Eine Eruption der Emotion befreit den Künstler von seiner bisherigen Welt. Das ist mit keinem Geld der Welt aufzuwiegen. Er lässt sein bisheriges Leben zurück und eine neue Ära beginnt.“

So aufgeregt wie er war, stieß er mit dem Ellenbogen eine Dose Ravioli von seinem Küchentisch. Hektisch bückte er sich, um sie aufzuheben.

Ich spürte, wie Müdigkeit in mir aufstieg. Ich gähnte. Er fuhr fort.

„Und wissen Sie, was er dann gemacht hat? Er hat sich Lebensmittelvorräte gekauft für ein halbes Jahr. Und in all dieser Zeit hat er sein kleines Atelier nicht verlassen. Er hat mit niemandem telefoniert, hat mit keiner Menschenseele gesprochen, hat kein einziges Buch gelesen und niemals Musik gehört. Er war für sechs Monate vollkommen isoliert.“

„Das ist ja bescheuert“, sagte ich, vielleicht etwas zu unverhohlen.

„Keineswegs! Für ihn war das genau der richtige Weg. Im Interview erzählt er, dass er im ersten Monat gar nichts getan hat. Er hat die meiste Zeit damit verbracht, die weiße Decke seines Ateliers anzustarren. Irgendwann im zweiten Monat dann hätte er entdeckt, dass es Muster an der Decke gab und er begann darin Formen und Figuren zu erkennen. Kurzerhand nahm er sich ein Blatt Papier und zeichnete einige davon ab, stundenlang, tagelang, bis ins letzte Detail genau. Erst im vierten Monat dann sah er sich diese Zeichnungen wieder an. Sie gefielen ihm nicht mehr. Er zerschnitt sie alle innerhalb weniger Minuten in wenige Zentimeter große Schnipsel, die er einfach so auf dem Boden liegen ließ. Am nächsten Tag dann nahm er die Schnipsel und hatte eine geniale Idee. Er klebte sie auf eine große Leinwand, so wie es ihm gerade gefiel. Das Ergebnis war ein spannungsvolles, aber reichlich farbloses Bild. Er beließ es zunächst dabei. Erst, als seine Lebensmittelvorräte schon fast zur Neige gingen, begann er damit, sein Bild zu kolorieren. Tagelang und in feinsten Kleinarbeit verlieh er dem Werk seinen farblichen Charakter. Schließlich stellte er es fertig. Es sollte sein großer Durchbruch werden.“

Eine Geschichte, die einmal mehr das landläufige Urteil bekräftigte, wonach die meisten Künstler gewaltig einen an der Waffel haben, dachte ich.

„Dekrincolour sagt in dem Interview weiterhin, dass er diese Zeit als die wertvollste seines Lebens ansieht, dass sie ihm Inspiration für sein gesamtes späteres Œuvre gegeben habe und dass er erst damals wirklich zu sich selbst gefunden hat. Vorher wäre er doch nur ein verunsicherter, junger Mann gewesen, der keine klare Vorstellung gehabt habe. Als ich das gelesen habe, da war mir sofort klar, dass er auch von mir sprechen könnte. Wir Künstler, wir ringen oft jahrelang mit uns. Ich kenne das doch alles aus eigener Erfahrung! Beispielsweise als ich meine Performance als tanzender Doppelkeks hatte, da habe ich noch in der Nacht vor dem

Auftritt das Kostüm umgenäht, weil es mir plötzlich zu weit vorkam. Und oft sitze ich da und denke nach und ich vermisse diese Klarheit, die man benötigt, um etwas Großes zu schaffen. Das sagt Gregor Dekrincolur auf der dritten Seite des Interviews, das mit der Klarheit.“

Er redete und redete.

„Jedenfalls habe ich nun eingesehen, dass ich einen Schnitt in meinem Leben machen muss. Gestern habe ich äußerst zornig mein Doppelkekstkostüm in die Altkleidersammlung gegeben! Jetzt wird sich in meinem Leben etwas ganz gewaltig ändern. Ich bin zwar schon fast dreißig und Dekrincolur war erst siebenundzwanzig, aber das will nichts heißen. Dennoch steckt in mir ein Genie von ebensolcher Wucht! Ich dachte, ich fange jetzt erstmal mit vier Wochen Isolation an. Man muss es ja nicht gleich übertreiben. Wenn Sie mich also im nächsten Monat nicht sehen, dann machen Sie sich keine Sorgen und klingeln Sie nicht an meiner Tür. Ich würde Ihnen nicht öffnen.“

„Gut, dass ich das jetzt weiß. Ich hoffe, Ihr Plan bringt den gewünschten Erfolg.“

Er war vollkommen plemplem. Ich leerte das Wasserglas mit einem letzten Schluck und verabschiedete mich. Er folgte mir mit einem Putzlappen in der Hand ins Treppenhaus. Er müsse noch den Milchfleck rückstandslos entfernen. Natürlich.

In meiner Wohnung herrschte eine beängstigende Stille. Ich war der festen Überzeugung, ich könnte nie länger als ein paar Tage nur in diesem Zimmer bleiben. Es war mir vollkommen unbegreiflich, welche krankhaften Gefühlsregungen einen wohl dazu veranlassen könnten, freiwillig für mehrere Monate genau das zu tun.

Ich hatte durch das Gespräch viel Zeit verloren. Ich formulierte an diesem Tag noch eine erste Hypothese über die Evolution der thermo-synthetischen Hypothese im Allgemeinen. Am Abend war ich einigermaßen zufrieden mit meinen Fortschritten. Bevor ich ins Bett ging, legte ich noch meine beiden neuen Hemden in den Schrank. Ich fragte mich, ob ich sie wohl jemals tragen würde.

Ich checkte am Sonntagmorgen nach dem Frühstück meine E-Mails. Vettenich, der angehende Politiker, hatte mich nicht vergessen. Er hatte mir die Einladung zum Parteitag der Nachwuchsorganisation der Demokratischen Opportunisten geschickt, eine E-Mail mit aufwendigen Grafiken und einem kurzen Text des Vorsitzenden. Das übergeordnete Motto der Veranstaltung lautete „Der Opportunismus der Zukunft“ und die Mehrzweckhalle des Stadtteils Saint Albert war angemietet worden. Der

Fraktionsvorsitzende der Gesamtpartei im Parlament würde eine Grundsatzrede halten und für das leibliche Wohl wäre gesorgt. Am Wochenende in drei Wochen sollte alles stattfinden.

Diesen Termin sollte ich mir eventuell freihalten. Es war durchaus möglich, dass ich bei der Gelegenheit Kontakte knüpfen konnte, die sich später einmal bezahlt machen könnten. Wenn auch ein persönliches Engagement meinerseits in der Partei nicht zu meinen Zielen gehörte, so könnte ich doch unter Umständen eine nützliche Erfahrung machen.

Ich surfte noch eines der großen Nachrichtenportale an und las die Schlagzeilen des Tages durch. Im städtischen Zoo war ein Esel mit sechs Beinen auf die Welt gekommen, die Staatsschulden hatten sich im letzten Jahr um fünf Prozent erhöht, irgendwo im Ausland war ein kleiner Konflikt entstanden, der angeblich bürgerkriegsähnliche Züge trug und eine mir unbekannte Kickboxerin hatte ansprechende Nacktaufnahmen von sich in einem Herrenmagazin veröffentlicht. Zwar ist es wichtig auf dem Laufenden über die Vorgänge des öffentlichen Lebens zu sein, aber dennoch empfand ich das journalistische Niveau dieser Internetplattform nicht immer als zufrieden stellend.

Anschließend hatte ich vor, mich intensiver mit den aktuellen Ausgaben der wichtigsten Publikationen auf dem Gebiet der Fachliteratur über Tiersoziologie zu beschäftigen. Das war meiner Einschätzung nach ein ganz wesentlicher Teil meiner Arbeit zum Thema „Die Evolution der thermo-synthetischen Hypothese in der anorganischen Betrachtung der Tiersoziologie unter dem Gesichtspunkt des technokratisch-materialistischen Paradigmenwechsels im Diskurs über volatile Modelle des dynamischen Marktes“, die ich für Herrn Prof. Dr. Geisenhäusler anzufertigen hatte. Ich begann mit dem Standardwerk „Neue Tier- und Pflanzensoziologie“. Thematisch lag der Schwerpunkt ganz eindeutig auf der Interaktion verschiedener Lebewesen, beispielsweise in Schwärmen, Rudeln oder Nistgruppen. Über viele Kapitel zogen sich sehr genaue Schilderungen über diese Phänomene hin. Ich lernte durchaus ein paar interessante Fakten, beispielsweise über das Sozialverhalten des Blaufußtölpels, aber letztendlich fehlte es dem Buch an wissenschaftlicher Brillanz. Es enthielt keinerlei kühne Thesen, die ich hätte verwenden können, es bot keine klugen Modelle an und überhaupt blieb es bei der bloßen Beobachtung der Dinge stehen. Schlussfolgerungen, tiefer gehende

intellektuelle Auseinandersetzung, kritisches Infragestellen, all das war nicht zu finden. Auch bei den anderen mir zur Verfügung stehenden Veröffentlichungen bot sich mir ein sehr enttäuschendes Bild. Man konnte fast den Eindruck gewinnen das spannende Feld der Tiersoziologie wäre bislang einzig und allein eine Domäne für geistlose Forscher mit wenig Ehrgeiz gewesen. Es war mir unverständlich, wie Verlage solche Arbeiten überhaupt annehmen konnten. Sofort war mir klar, dass ich selbst einige Nachforschungen anstellen müsste. Möglicherweise wäre es sinnvoll, meine Vorgehensweise mit Prof. Dr. Geisenhäusler noch einmal abzustimmen. Ich würde am Mittwoch seine institutsinterne Sprechstunde in Anspruch nehmen. Wenn man sich auf einem solchen Spitzenniveau wissenschaftlichen Anspruchs bewegte, wie ich es tat, dann konnten nur die besten Quellentexte in eigene Ausarbeitungen einbezogen werden. Das war vollkommen klar.

Später dann war ich gerade dabei mich auf der Internetseite von „Bushcraft und Hüderberg“ auf mein Vorstellungsgespräch am kommenden Tag vorzubereiten. Ich las viele male den knappen, aber sehr präzisen Text zur Unternehmensphilosophie durch. Immer wieder sprach ich die wichtigsten Schlagworte nach, um sie mir besser einzuprägen. „Excellence, Entrepreneurship, Partnership aber auch Corporate Responsibility. Wachstums-, Internationalisierungs-, Marketing- und Markenstrategien; strategische Allianzen, Unternehmensakquisitionen und Post Merger Integrations; Restrukturierungen, Portfolio- und Prozessoptimierungen und wertorientiertes Management; Change Management, Innovationsmanagement, Projektmanagement; Vertrieb, Produktion und Logistik, Corporate Finance und Informationstechnologie. Bushcraft und Hüderberg ist die weltweit führende Topmanagement-Beratung. Bushcraft und Hüderberg ist die weltweit führende Topmanagement-Beratung.“

Da klingelte mein Telefon. Auf dem Display erkannte ich die Nummer meiner Eltern. Ich wollte nichts wissen von ihrem gänzlich unbedeutenden Leben auf dem Dorf, von ihren peinlich gewöhnlichen Gefühlsregungen oder ihren idiotischen, unkultivierten Interessen. Das Telefon klingelte noch ganze zwei Minuten weiter. Ich nahm nicht ab und schließlich kehrte wieder Ruhe ein.

Ich recherchierte den Namen des Personalchefs der hiesigen Niederlassung von „Bushcraft und Hüderberg“. Er hieß Thomas Haufenstätter. Schnell fand ich heraus, dass er engagiertes Ehrenmitglied im erfolgreichsten Basketballclub der Stadt, den

so genannten „Blizzards“, war. Ich hatte also seine Schwachstelle gefunden. Von Basketball hatte ich allerdings keine Ahnung. Im Sportunterricht in der Schule hatte sich unser Lehrer einmal bemüht, uns einen technisch einwandfreien Korbleger beizubringen, aber ich konnte mich daran kaum noch erinnern. Ich musste mich also ein wenig in die Materie einlesen. Es gab ein Diskussionsforum im Netz, in dem die Fans sich trafen um über Spieler, Trainer und den aktuellen Saisonverlauf zu diskutieren. Offenbar war der damalige Trainer sehr umstritten und der Saisonverlauf war sehr durchwachsen. Die meisten Fans standen aber trotz andauernder Erfolglosigkeit zum Trainer. Mir fiel auf, dass vor allem die Diskussionsteilnehmer, die in der Lage waren, ganze Sätze in fehlerfreier Rechtschreibung zu formulieren, einen Wechsel auf der Trainerbank forderten. Also würde ich mir diese Haltung zu eigen machen. Ich notierte es. Das andere große Thema waren Spekulationen über einen Vereinswechsel des Stars der Mannschaft. Hier war die Meinung eindeutig: Niemand wollte, dass er den Verein verlässt. Seitenlang zogen sich die Sympathiebekundungen für diesen Spieler hin. Erst auf Seite sieben des Diskussionsthreads kommentierte jemand, der Verein besitze auch ohne den Top-Star genug Potential um seine Krise zu überwinden. Das gefiel mir. Es klang optimistisch und erweckte den Eindruck, als habe derjenige eine fachmännische Prüfung des Spielerkaders durchgeführt. Auch das notierte ich mir. Noch einmal klingelte das Telefon. Meine Eltern gaben nicht auf. Ich ignorierte sie ein weiteres Mal. Ich las dann noch ein paar Statistiken über Rebounds und solche Dinge durch.

Der Tag war schon fast vorüber. Ich öffnete das Fenster, atmete tief durch. Der reguläre Universitätsbetrieb wurde im Moment etwas von mir vernachlässigt, dachte ich. Am Freitag hatte ich gefehlt und auch am folgenden Tag, Montag, würde ich wieder fehlen. Ich bereitete mich auch nicht meinen eigenen Ansprüchen entsprechend auf die anstehenden Lehrveranstaltungen vor. Im Moment hatte die Arbeit für Prof. Dr. Geisenhäusler einfach Vorrang. Bis zur letzten Prüfung im Fach neo-inglorunäische Lyrik waren es noch zehn Tage. Ich dürfte die Sache nicht auf die leichte Schulter nehmen, auch wenn es sich nur um eine mündliche Prüfung handelte. Mein Wissen war in diesem Bereich nicht profund genug, um ohne Vorbereitung eine gute Leistung zu erzielen. In meinem Bücherregal befanden sich drei Gedichtanthologien in neo-inglorunäischer Sprache. Ich wollte gerade einen Band aufschlagen, als es an der Türe klingelte.

Draußen stand Selina. Sie sei in der Gegend gewesen und sie habe mich vermisst und da habe sie sich gedacht, sie könne doch bei mir vorbeischaun. Sie trug ihren dünnen, karierten Mantel, in dem sie aussah wie eine Litfasssäule. Ich lächelte sehr freundlich und bat sie herein. Wir tranken einen Tee, dann schliefen wir miteinander und dann ging sie wieder. Obwohl dieser Besuch nicht geplant gewesen war, hatte ich das Gefühl, dass er uns beiden und dem Stand unserer Beziehung an sich gut getan habe. Und sie war ja auch gleich wieder gegangen. Ich nahm noch eine Dusche und schaute dann noch eine knappe Viertelstunde lang eine Dokumentation im Fernsehen. Ich schaute ja kaum Fernsehen, da ich dafür selten Zeit fand. Dann schlief ich ein.

Von dem Moment an, in dem ich am Montagmorgen meine Augen aufschlug, war ich in einer besonderen Stimmung, die sich aus den folgenden Elementen ergab: Gewaltige, etwas angespannte Vorfreude, die etwas Großes ankündigte und eine intensive Nervosität, die von kleineren Empfindungen der Angst begleitet wurde, die aber im Grunde genommen nicht der Rede wert waren. „Bushcraft und Hüderberg“ ist die weltweit führende Topmanagement-Beratung.

Ich zog ein frisches, weißes Hemd an, meinen Anzug und eine schlichte Krawatte. Bevor ich losging betrachtete ich mich im Badezimmerspiegel und probeweise streckte ich meinem Spiegelbild meine rechte Hand entgegen und wünschte ihm in einem selbstsicheren, freundlichen Ton einen guten Tag.

Es durfte einfach nichts schief gehen. In Gedanken ging ich noch einmal durch, was ich sagen wollte, wenn man mich auf dieses oder jenes ansprechen würde, legte mir Formulierungen zurecht, die in der Lage waren selbst auf hohem kommunikativem Niveau zu überzeugen. Im Gegensatz zu den „Indiro Brothers“ und der „Filu Gesellschaft“ würde mir bei „Bushcraft and Hüderberg“ einiges abverlangt werden.

Der Firmensitz lag unweit des Zentralbahnhofs, direkt an der breiten Alleestraße, die von Nord nach Süd durch die Innenstadt führte. In direkter Nachbarschaft befanden sich einige internationale Botschaften, die Gebäudekomplexe am Flussufer, die die Verwaltungsbüros mehrerer internationaler Großkonzerne beherbergten und außerdem die Dependancen einiger TV-Sender, Print- und Online-Medien. Ich kannte diese Gegend. Man kam oft hier vorbei, wenn man etwas in der Innenstadt zu erledigen hatte. Es war gerade sieben Uhr fünfzig geworden. Um acht Uhr war mein

Termin. Ich wollte auf keinen Fall deutlich zu früh erscheinen, denn das wäre ebenso unhöflich wie ein Zuspätkommen. Andererseits wollte ich auch nicht in Sichtweite des Gebäudes auf und abgehen. Man hätte mich ja sehen können und das hätte keinen guten Eindruck gemacht. Es war viel Betrieb um diese Tageszeit und so mischte ich mich unter die Menschenströme, überquerte einige Straßen, folgte der Marschrichtung einige hundert Meter, um dann abzubiegen in eine Seitenstraße, deren Verlauf ich dann noch ein wenig weiter folgte. Ich spürte wie mein Herz schneller schlug. Ich ging den Weg zurück und stand um sieben Uhr achtundfünfzig wieder vor dem Gebäude, in dem „Bushcraft und Hüderberg“ residierte. Es war kein richtiger Wolkenkratzer, aber doch ein überdurchschnittlich hohes, beinahe turmartiges Gebäude. Die äußere Erscheinung war bestimmt von Glas und schwarzen Metallverkleidungen. Ich trat durch eine automatische Drehtüre ein. Das Interieur war von dunklem Holz dominiert, das einen ungemein teuren und hochwertigen Eindruck auf mich machte und von Einrichtungen aus bläulich schimmerndem Glas ergänzt wurde. Links vom Eingangsportal war der Empfangsschalter und ich meldete mich an. Eine Dame, ich schätzte sie auf ungefähr vierzig, sie trug eine Brille mit einem metallenen Gestell, das in dezenten Rottönen glänzte, führte mich in das neunte Stockwerk. Schon auf dem Gang kam uns Thomas Haufenstätter, der Personalchef, entgegen. Ich erkannte ihn gleich. Zwar war das Foto auf der Internetpräsenz des Unternehmens digital nachbearbeitet worden und er wirkte in Wirklichkeit etwas älter und auch dicker, aber es bestand keinerlei Zweifel. Nun war der entscheidende Moment gekommen. Ich ging direkt auf ihn zu, streckte ihm meine rechte Hand entgegen und sagte in einem freundlichen, selbstsicheren Ton, dass ich mich sehr freue ihn kennen zu lernen. Sichtlich erfreut von meiner sympathischen Begrüßung gab er mir die Hand. Da erkannte ich, dass das Ziffernblatt seiner Armbanduhr das Emblem der „Blizzards“ trug. Das war meine Chance. Ich blickte erfreut auf sein Handgelenk und sagte dann: „Wie ich sehe, sind Sie ein Basketballfan und offensichtlich auch noch vom richtigen Verein. Da haben wir etwas gemeinsam.“ Dann ließ ich seine Hand wieder los. Der Händedruck hatte sehr genau dem Ideal aus Bestimmtheit und Höflichkeit entsprochen, er war nicht zu fest, aber doch nicht ohne den nötigen Druck gewesen. Er war wirklich dicker als auf dem Bild, das ich gesehen hatte.

„Ach, Sie sind auch ein Blizzards-Fan? Das ist ja wunderbar. Was meinen Sie? Werden wir uns von unserem Star trennen müssen?“

Schon sprach er vertraulich von uns beiden in der ersten Person Plural. Ich zögerte nicht lange und antwortete.

„Es ist absolut nicht wünschenswert, dass er uns verlässt. Wenn man alleine die Reboundstatistiken der laufenden Saison betrachtet, wird einem klar, welch hohen Wert er für den Verein besitzt. Allerdings denke ich, es sollte uns nicht bang sein, sollte der schlimmste Fall eintreten. Der Mannschaftskader besitzt auch ohne ihn immer noch eine sehr gute Qualität!“

Ich wartete auf sein Nicken, das mir Zustimmung signalisierte. Es kam, wie erwünscht. Ich fuhr fort.

„Allerdings fände ich es angeraten darüber nachzudenken, ob es sinnvoll ist, die Zusammenarbeit mit dem derzeitigen Trainer fortzusetzen. Hier bestünde vielleicht nun doch Handlungsbedarf.“

„Da haben Sie Recht“, sagte er. „Was der Trainer diese Saison schon an taktischen Fehlern begangen hat ist unerhört.“

Ich nickte wissend und lächelte dabei zurückhaltend. Zu meinem Glück erschien nun seine Assistentin und ehe im weiteren Gesprächsverlauf der Moment gekommen wäre, in dem meine Unwissenheit hätte offenbar werden können, gingen wir in ein Büro und gelangten zur wesentlichen Bestimmung meines Termins, dem Vorstellungsgespräch. Meine Vorbereitung hatte sich bis hierhin in der Tat bezahlt gemacht. Haufenstätter zeigte einen wohlwollenden Gesichtsausdruck. Er erklärte die hohen Anforderungen, die „Bushcraft and Hüderberg“ an seine Mitarbeiter stellte, sprach von Associate Principals, denen ich zugeteilt würde um bei verschiedenen Projekten Einblick zu erhalten und wollte einiges zu meiner Motivation und meinen Erwartungen wissen. Ich antwortete geistesgegenwärtig.

„Werte wie Excellence, Entrepreneurship, Partnership aber auch Corporate Responsibility sind sicher von immenser Bedeutung. Ich möchte sehen wie das hier gelebt wird. Mich hat die Unternehmensphilosophie sofort überzeugt. Die Ausrichtung gerade auch auf Unternehmensakquisitionen und Post Merger Integrations korrespondiert mit meinen Interessen.“

Sicher, eine Vierzig-Stunden-Woche ist einfach unrealistisch, da darf man gerade bei einem Praktikanten keine Ausnahme machen. Ich bin mir der Verantwortung bewusst, die man trägt, wenn man im Namen von „Bushcraft and Hüderberg“ auftritt. Ich gehe davon aus, dass es seine Gründe hat, dass „Bushcraft and Hüderberg“ die weltweit führende Topmanagement-Beratung ist.

Ich denke, ich passe in dieses Unternehmen. Meine Studienleistungen sprechen für sich und es würde mich freuen meine kreativen und analytischen Kompetenzen hier einbringen zu dürfen.“

Es lief nahezu perfekt. Am Ende des Gesprächs sicherte man mir eine Stelle als Praktikant fest zu. Ich hatte es geschafft. Haufenstätter verabschiedete sich, nicht ohne noch vielsagend darauf hinzuweisen, dass schon so mancher begabte Praktikant später eine erfolgreiche Karriere im Unternehmen gemacht habe. Seine Assistentin regelte die Vertragsunterzeichnung mit mir, dann fuhr ich mit dem Aufzug zurück ins Parterre und verließ das Gebäude durch die automatische Drehtüre. Es war ein schöner Tag. Die Sonne schien hell und ihr Schein wurde von den Fenstern der umstehenden Gebäude reflektiert. Ich öffnete die Knöpfe an meinem Sakko und mir wurde leicht ums Herz. „Bushcraft und Hüderberg“ hatte ich geknackt.

Am Abend las ich einige neo-inglorunäische Gedichte und die dazugehörigen literaturwissenschaftlichen Hinweise. Es gab dabei einige charakteristische Besonderheiten. Beispielsweise traten sehr häufig lautmalerische Wortgebilde auf, die auch in der neo-inglorunäischen Sprache keine bestimmte Bedeutung besaßen. Die Übersetzung der jeweiligen Gedichte war auch abgedruckt. Eines trug den Titel „Frühling“. Ich las:

Tschirihiepiep, Tschirihiepiep. Es singt der Vogel.
Plaschblubbplaschs rauscht der Bach.

Da klingelte mein Telefon. Ohne nachzudenken nahm ich ab. Mein Vater war am anderen Ende der Leitung.

„Du bist ja gar nicht zu erreichen. Gestern haben wir es ein paar Mal probiert und niemand war da. Was ist denn los?“

„Ich war noch bei Selina“, log ich.

„Also, was wir dir sagen wollten. Wir kommen am Freitag, also nicht den nächsten, sondern den darauf, also in vierzehn Tagen, oder eher in elf Tagen. Damit du bescheid weißt. Wir haben ein Zimmer in der Pension Sieglinde gebucht, das ist nur acht Minuten zu Fuß von dir weg. Deine Mutter freut sich schon sehr, dich zu sehen. Ich natürlich auch. Du kannst ja Selina schon mal bescheid sagen, dass wir was zusammen machen können. Wir laden euch zum Essen ein oder so. Naja. Gut. Ich

gehe ja jetzt bald in Rente, das hast du ja schon gehört. Dein Papa steigt jetzt aus, aus dem Berufsleben. Eigentlich bin ich ganz froh. Es sind jetzt noch einhundertvier Tage. Was gibt es Neues bei dir?“

„Ich habe eine sehr gute Nachricht. Heute habe ich den Vertrag unterschrieben. Ich werde in zwei Wochen bei „Bushcraft und Hüderberg“ anfangen, als Praktikant.“

Ich empfand wirklich ehrlichen Stolz auf diese Tatsache.

„Bushcraft? Was machen die denn? Sind das die mit den Rindfleischtransporten?“

„Bushcraft und Hüderberg ist die weltweit führende Topmanagement-Beratung. Unternehmensberatung.“

„Unternehmensberatung. Ach je. Bei uns im Betrieb hat der Chef die auch mal da gehabt. Das waren so junge Leute, so alt wie du. Die hatten keine Ahnung, null Komma null, und sollten dann Verbesserungsvorschläge machen. Kein einziger guter Vorschlag kam da raus. Sie haben das Unternehmenslogo neu gemacht danach und ein anderes Ablagesystem in den Büros eingeführt. Der Giuseppe hat mir das erzählt, das war ganz schlecht geplant und hat nix gebracht. Und teuer waren die angeblich auch. Da hätte man mal besser uns gefragt. Und von wegen Strategie haben die auch nur das gesagt, was unser Chef hören wollte. Hör mir auf mit Unternehmensberatung.“

Zorn stieg in mir auf. Mein Vater war ein Idiot.

„Bushcraft und Hüderberg ist nicht zu vergleichen mit den drittklassigen Unternehmensberatungen, die ein halb-insolventes Mittelstandsunternehmen, das seine besten Tage längst hinter sich hat, sich leisten kann. Wir sind die Besten. Wir sind teuer, aber wir sind brillant.“

„Wir sind teuer, aber wir sind brillant“, äffte er mich nach. Es war ihm stets aufs Neue möglich mich zu enttäuschen. Er erklärte mir dann noch, nun selbst etwas aufgebracht, dass er in diesem Mittelstandsunternehmen mehrere Jahrzehnte verbracht habe und dass ich nicht das Recht hätte, so undankbar zu sein. Um die angespannte Lage des Gesprächs nicht zu befördern gab ich bei.

„Ich freue mich auf euren Besuch“, sagte ich noch, dann verabschiedeten wir uns voneinander. Der Gedanke, dass ich von ihm abstammen sollte ergab so viel Sinn wie der, dass der Mensch vom Affen abstammte. Ich hoffte sehr, dass ich das Wochenende ihrer Anwesenheit möglichst schnell und ohne allzu unangenehme Momente vorbeiziehen lassen könnte. Der Tag, der so positiv verlaufen war, hatte in

wenigen Minuten eine unerfreuliche Wendung genommen, die noch eine Weile auf meinen Gedanken lastete.

Die neo-inglorunäische Lyrik.

Tschirhiepiep, Tschirhiepiep. Es singt der Vogel.

Plaschblubbplaschsch

Was für eine erbärmliche Kultur das sein musste, die solche Erzeugnisse hervorbrachte. Ich legte das Buch weg. Am folgenden Tag würde ich Thorsten erzählen können von meinem Erfolg bei „Bushcraft and Hüderberg“. Er würde es richtig einzuschätzen wissen. Vielleicht hatte er es ja auch geschafft. Es war fast anzunehmen.

Tatsächlich traf ich Thorsten noch vor der ersten Vorlesung. Er war auf dem Weg zum Institut für Pneumatologische Philologie. Er machte eine Bemerkung über die zunehmende Orchideisierung in diesem Fachbereich und benannte diese Entwicklung mit dem Adjektiv „ungut“. Ich erzählte ihm, dass ich einen Platz bei „Bushcraft and Hüderberg“ bekommen habe. Er hatte auch einen. Wir beglückwünschten uns gegenseitig, schüttelten Hände und klopfen uns gegenseitig auf die Schultern. Wir lachten vergnügt. In Momenten wie diesen spürten wir beide ein starkes Band, das uns untrennbar aneinander kettete, wie es bei einer guten Freundschaft üblich war.

Das nächste erwähnenswerte Ereignis trug sich erneut in der Vorlesung zur Raumfahrttechnik zu. Helene betrat den Hörsaal, ließ ihren anmutigen Blick über die Reihen schweifen und als sie mich erkannte, steuerte sie geradewegs auf mich zu. Der Platz zu meiner rechten war noch frei und ich bot ihn ihr an. Sie setzte sich.

„Wie geht es dir?“, eröffnete ich die Konversation.

„Gut, danke.“ Sie beugte sich nach vorne um einen Ordner aus ihrer Tasche zu holen. Ich betrachtete ihren Nacken, über dem ihre langen, weiß-goldenen Haare in verspielten Strähnen einen prachtvollen Anblick boten. Sie richtete sich wieder auf. Ihre Brüste bildeten eine wohlgeformte Rundung an ihrem zierlichen Oberkörper. Ich wollte sie an mich ziehen. Ihre Kleider vom Leib reißen und sie ficken. Das musste Liebe sein.

„Mir geht es auch gut. Ich habe einen Praktikumsplatz bei „Bushcraft und Huderberg“.“

Sie rutschte auf ihrem Sitz etwas weiter nach links. Ihr Knie touchierte beinahe meinen Oberschenkel. Ich hatte eine starke Erektion. Sie lächelte.

„Das ist ja toll. Ich habe gehört die nehmen nur die Besten da.“

Ich war der Beste.

„Das ist ganz richtig“, sagte ich.

Sie hatte eine Frage an mich zum strukturellen Aufbau eines neuartigen Satellitensystems, ein Thema, das sie für eine schriftliche Ausarbeitung zu vertiefen hatte. Ich half ihr gerne. Sie fragte noch etwas zur Aerodynamik der Außenverkleidung. Ganz offensichtlich mochte sie mich. Ich sagte „Politik und Perspektiven“ habe mir wirklich sehr gut gefallen. Das freute sie. Dann begann die Vorlesung. Ich hörte kaum zu. In meinem Kopf gab es nur einen einzigen Gedanken. Ich glaubte, ich hätte Chancen bei ihr. Selina könnte ich schnell loswerden und dann könnte ich mit Helene gemeinsam in eine Zukunft gehen, die so golden war wie ihr Haar. Helene wäre im Gegensatz zu Selina vollkommen vorzeigbar. Sie würde meine Person sehr positiv repräsentieren und es wäre sicher viel schöner eine Frau zu bumsen, die wirklich gut aussah. Und dumm war sie ja auch nicht, ohne dass sie freilich an mich heranreichen könnte. Sie passte perfekt zu mir. So dachte ich damals im Zustand äußerster Erregung.

Am Mittwoch besuchte ich wie geplant Herrn Prof. Dr. Geisenhäusler. Wie auch schon bei unserem ersten Treffen war ich von seiner tadellosen Erscheinung beeindruckt. Ich stellte ihm meine Hypothese über die Evolution der thermo-synthetischen Hypothese im Allgemeinen vor und er nahm sehr interessiert Kenntnis von einer ersten groben Formulierung einer These, die ich eventuell zu einer Kernthese meiner Arbeit über die Evolution der thermo-synthetischen Hypothese in der anorganischen Betrachtung der Tiersoziologie unter dem Gesichtspunkt des technokratisch-materialistischen Pradigmenwechsels im Diskurs über volatile Modelle des dynamischen Marktes ausarbeiten könnte.

Dann kam ich auf den meiner Einschätzung nach desolaten Stand der tiersoziologischen Fachliteratur zu sprechen. Er pflichtete mir bei.

„Was raten Sie mir angesichts der Lage?“, wollte ich wissen. Er entnahm einer Schreibtischschublade ein kleines Notizheft und blätterte darin, dann sah er auf.

„Ich kenne einen Kollegen, der das erst seit wenigen Monaten bestehende Forschungszentrum für Tier- und Pflanzensoziologie in Radschowibirsk leitet. Das sind ungefähr zweihundertfünfzig Kilometer von hier. Er ist sehr kompetent und auf der Höhe der Zeit. Ich schlage vor, ich vereinbare einen Termin für Sie. Vielleicht wird er sich sogar persönlich Zeit für Sie nehmen, wenn ich ihm die Relevanz der Publikation vor Augen führe.“

„Das wäre mir eine sehr große Hilfe. Ich bedanke mich vielmals.“

„Ich werde Sie per E-Mail über den Fortgang meiner Bemühungen informieren. Sie könnten da sicher enorm profitieren.“

„Das will ich meinen.“

Zum Abschied sagte er noch, er habe das Gefühl, ich sei auf dem richtigen Weg. Ich war davon überzeugt, dass er Recht hatte.

Am Donnerstag betrat ich das Institut für Philosophie durch den Westeingang. Wie gewöhnlich ging ich direkt auf den Hörsaal 2b zu, in welchem die Vorlesung zur frühen Philosophie der Poknogokotten stattfinden sollte, die ich in diesem Semester besuchte. Vor dem Eingang saßen zwei junge Männer auf Stühlen, die sie direkt vor die Türen gestellt hatten. Sie versperrten mir den Weg. In dem Moment bemerkte ich den Studenten mit dem großen Kopf, den ich schon von „Politik und Perspektiven“ her kannte. Er wollte auch in den Hörsaal. Die beiden Blockierer machten keine Anstalten uns hindurch zu lassen. Etwas erbost warf ich ihnen einen grimmigen Blick zu, der nicht ohne Wirkung blieb. Sie blickten mich an und der rechte der beiden, ein seltsamer Typ mit langen fettig, glänzenden Haaren und einer gänzlich unrasierten Visage richtete das Wort an uns.

„Hey, ihr könnt nicht rein. Die Vorlesungen fallen heute alle aus. Totalausfall heute.“ Er kicherte bescheuert.

Der mit dem großen Kopf stand neben mir und wollte wissen, was denn der Grund dafür sein sollte. Der linke der beiden, er war etwas kleiner als der andere, hatte kurz rasierte Haare und trug eine runde Brille, verschränkte die Arme vor der Brust.

„Totalausfall wegen Streik! Der Hörsaal ist besetzt. Das ganze Institut ist besetzt!“

„Was soll das heißen? Besetzt? Wer besetzt denn den Hörsaal? Wer streikt denn?“ Meine Fragen wurden umgehend beantwortet, dieses Mal wieder vom rechten der beiden.

„Wir, also die Studenten halt, wir haben gesagt, es kann so halt einfach nicht mehr weitergehen. Das ist doch O.K., Mann, oder? Da seid ihr ja bestimmt auch dafür, dass wir uns das alles halt einfach mal nicht mehr so leicht gefallen lassen.“

Der linke fuhr fort: „Die Studentenschaft des Fachbereichs Philosophie hat beschlossen in einen offenen Protest zu treten. Es kann so halt einfach nicht mehr weitergehen.“

Ich und der andere Student, der zur Vorlesung wollte, wir schauten uns fragend an.

„Was ist denn der Grund für den Protest?“, wollte ich wissen. Meine Nase nahm einen etwas fremdartigen Geruch wahr. Ich vermutete, dass es sich um Marihuana handelte.

„Wir sind einfach gegen diese ganze Scheiß-Kultur hier an der Uni. Da sind wir jetzt total dagegen. Die labern so einen Scheiß den ganzen Tag. Das hält doch kein Mensch mehr in seinem gesunden Kopf aus. Ehrlich. Und dann sind wir halt auch voll gegen dieses ganze beschissene Prüfungssystem, weil das ist auch so dazu da nur Stress zu machen und es bringt halt effektiv mal rein gar nichts für unsere Bildung.“

„Wir wollen auch weniger Pflichtkurse. Man hat ja kaum noch mal Zeit einfach nur so zu chillen. Die Scheiß-Vorgaben aus der Politik und aus der verfuckten Wirtschaft machen den ganzen Spaß kaputt. Wir sind für ein ganz anderes Bildungsideal, versteht ihr?“

Mein Geduldsfaden drohte zu zerreißen. „Wenn ihr chillen wollt, warum geht ihr dann nicht einfach rüber in die Petersberger Parkanlagen und stört nicht den Universitätsbetrieb für die, die etwas aus ihrem Leben machen wollen und die Effizienz der Strukturen zu schätzen wissen?“

„Ihr müsst solidarisch sein. Wir sind doch auf der gleichen Seite, eigentlich sind wir Waffenbrüder. Wisst ihr, die Universität hat meine Seele gefickt. Das klingt hart, aber es ist halt echt so. Die machen aus Menschen, die echt in Ordnung sind, so seelenlose Lernroboter. Ich mach da halt nicht mehr mit.“ Der linke nickte mit dem Kopf.

„Ja, die Universität hat unsere Seele gefickt. Es kann halt so einfach nicht mehr weitergehen.“

Nun hatte ich genug. „Ihr seid freiwillig hier. Die Vorgaben für eine ergebnisorientierte Ausrichtung des Studiums gibt es nun schon seit Jahrzehnten. Ihr wusstet, worauf ihr euch einlassen würdet. Jetzt nehmt ihr eure Stühle, räumt sie auf und dann kiffst ihr draußen weiter. Leute wie ihr werden es nie zu etwas bringen. Ihr werdet noch in

zwanzig Jahren ohne Geld oder Erfolg in einer armseligen Studentenbude wohnen, wenn sie euch nicht bis dahin rausgeschmissen haben. Eure Faulheit und eure mangelnde Haltung werden euch zum Verhängnis und ihr liegt womöglich der Gesellschaft auf der Tasche. Als ob das alles nicht schlimm genug wäre, versperrt ihr ambitionierten Individuen mit Zukunft die Bahn.“

Der Student mit dem großen Kopf neben mir lachte leise in sich hinein, was mich irritierte und etwas aus dem Konzept brachte. „Ich will jetzt ganz einfach die Vorlesung über die frühe Philosophie der Poknogokotten hören.“

Die beiden dachten nicht daran zu gehen.

„Die Poknogokotten sind alle ausgestorben. Kein Mensch muss heute wissen, was diese Leute gedacht haben. Das ist halt auch so ein Misszustand, so ein schlechter Zustand meine ich, also dass die Studienpläne voll sind von diesem Zeug, was keinen wirklich interessiert. So sinnlose Sachen halt.“

„Ja und dann stopfen sie diesen ganzen Mist über die Poknogokotten in dich rein und wenn du es dann gefressen hast, dann tun sie so, als hätte dir das jetzt was für deine Bildung gebracht, aber das bringt dich halt in Wahrheit kein Stück weiter. Wenn du ein echter Mensch sein willst, dann musst du richtig leben. Dann musst du Erfahrungen machen, die deinen Horizont erweitern. Du musst offen sein. Du musst spüren, dass du eigentlich aus Liebe gemacht bist und einen Wert und eine Würde hast. Versteht ihr? Du wirst kein besserer Mensch, nur weil du den ganzen Dreck bis zum Erbrechen durchinterpretierst.“

„Genau. Immer dieses „Wie hat er den Satz auf Seite 243 oben nun genau gemeint, wenn man in Betracht zieht, was er auf Seite 165 über einen ähnlichen Gegenstand gesagt hat? Widerspricht er sich da nicht sogar selbst? Bitte analysiert die logische Struktur des Arguments ab Seite 432 und untersucht sie auf Stringenz!“ Das ist halt überhaupt nicht das, worum es gehen sollte. Es sollte doch halt einfach darum gehen, wie man leben kann und wie man ein gutes Leben führt, so.“

Der Student mit dem großen Kopf sah die beiden an, als wären sie eine fremde Lebensform. In seinem Blick lag Unverständnis und eine nach innen gerichtete Traurigkeit. Er wandte sich um und ging. Die beiden riefen ihm nach, er solle bleiben und sich einen Stuhl holen, aber er reagierte nicht. Ich war kurz davor handgreiflich zu werden. Die Stühle packen, umwerfen und die beiden Idioten übertölpeln. Mit einer schnellen Bewegung stürzte ich auf sie zu. Da trat mir der Kleine mit voller

Wucht gegen mein Schienbein. „Du beschissener Streber“, rief er. „Du kannst uns nicht stoppen. Wir haben Recht. Es kann halt so einfach nicht mehr weitergehen.“

Ich musste einsehen, dass ich auf verlorenem Posten kämpfte. Langsam hinkte ich nach draußen. Es dauerte einige Minuten, bis der Schmerz nachließ. Wie ich später erfuhr, waren die anderen Institute nicht von Streiks betroffen und zum nächsten Semester würden diese störenden Subjekte sicher nicht wiederkehren. Das Problem würde sich mir also wahrscheinlich nicht mehr stellen, worüber ich ehrlich froh war. Begegnungen mit Menschen dieser Art waren für mich stets eine Quelle der Frustration. Sie waren aber nicht in der Lage meine höchsten Ambitionen mit Dreck zu beschmutzen und meine eiserne Moral zu brechen.

Ich hatte nun etwas Zeit und ich beschloss, bei Selina vorbeizufahren. Sie war zu Hause und erfreut mich zu sehen. Sie schlug vor, dass wir gleich ein wenig an ihrem Rufavilisch arbeiten sollten. Wir hätten schon lange nicht mehr geübt und gerade bei einer Fremdsprache wäre es doch ganz wichtig regelmäßige Praxis zu haben. Da hatte sie natürlich Recht. Es bereitete mir keinerlei Schwierigkeiten spontan ein wenig Sprachunterricht zu geben. Mein Rufavilisch war tadellos. Ich wiederholte zu Beginn nochmals einige grundlegende Vokabeln, um dann auf die etwas raffinierteren, grammatikalischen Konstruktionen einzugehen. Schon beim Konjunktiv zeigte sich deutlich, dass Selinas geistige Kompetenzen doch eher im Bereich der Mathematik lagen und weniger im Sprachlichen. Sie verwechselte die Tempi mehrfach und es war sehr erbärmlich mitanzusehen, wie sie ihre Sätze zusammenstotterte. Wenn ich sie dann korrigieren durfte und meine überlegenen Fähigkeiten offen zu Tage traten, dann sah sie mich aufmerksam an, hing an meinen Lippen und sprach meine Worte nach. Fast eine Stunde lang ging das so. Da sie immer sehr lange brauchte, bis sie einen Satz formuliert hatte, war nicht meine volle Konzentration gefragt. Ich beobachtete sie, wie sie die Augen schloss um in ihrem Gedächtnis nach einer Verbform zu graben. Ihr Gesicht sah immer etwas dümmlich aus. Ihre Physiognomie deutete auf einen etwas hilflosen Charakter. Ihre Tagesform ließ zu wünschen übrig. Ich dachte an Helene. An ihre Schönheit und ihre Brüste. Ich beendete den Unterricht und Selina bedankte sich für die Mühe, die ich mir mit ihr gegeben hatte. Sie gab mir einen Kuss auf die Wange. Er war feucht und ich verspürte den Drang ihn wegzuwischen, tat es aber nicht, um sie nicht zu verärgern. Ich umarmte sie. Mit meiner rechten Hand streichelte ich über ihren Po und dachte

an Helene. Ich wollte, dass Selina mich oral befriedigte, aber ich wusste nicht, wie ich ihr das hätte sagen sollen. Sie legte ihren Kopf an meine Schulter und begann zu erzählen von der letzten Sitzung bei Sigismund Hägeles transzendentalpragmatischem Joga. Es sei wunderbar gewesen und dank der neuen Erfahrungen, die sie gemacht habe, wäre sie nun in der Lage die Schönheit in allen Dingen ganz anders wahrzunehmen. „Beispielsweise in der Mathematik“, sagte sie, „da gibt es so viel unvorstellbar, großartige Schönheit.“ Sie ließ mich los und kramte in den Unterlagen auf ihrem Schreibtisch. Als sie gefunden hatte, wonach sie gesucht hatte, hielt sie mir ein Blatt Papier vor die Nase, ein Computerausdruck voller Zahlen und Zeichen. „Sieh dir das an! Das ist ein Beweis, der so wunderschön ist, dass es beinahe schon etwas Heiliges an sich hat. Die Eleganz ist unerreichbar für mich. Unser Professor in geometrischer Gruppentheorie hat uns das gegeben. Es ist ein legendärer Beweis. Er löst eine Fragestellung, die schon Jahrhunderte alt ist.“ Ich brauchte einen Moment, bis ich verstand, worum es ging. Die Problemlösung war tatsächlich recht klug.

„Das ist gut“, sagte ich, „ich weiß nicht, ob mir das eingefallen wäre. Aber schön ist daran für mich nichts. Es sind Zahlen und Zeichen, schwarz auf weiß.“

„Ach, du verstehst das wieder nicht. Es sind nicht die Zahlen und Zeichen! Es ist die Schönheit des Geistes, der solch klar strukturierte Argumentationen hervorbringt, die beeindruckt. Warte mal!“ Wieder stöberte sie in ihren Unterlagen. „Vielleicht gefällt dir das hier. Fraktale! Oder hier: der Eulersche Polyedersatz. Sieh dir nur mal diesen Kuboktaeder an und dann wird dir einiges klar. Obwohl ich nun schon seit Jahren mit diesen Dingen vertraut bin, begreife ich erst jetzt, dank Sigismund Hägele, die Schönheit, die sich darin offenbart. Es ist etwas Gewaltiges, etwas Erhabenes. Spürst du das nicht?“

Ich ließ meinen Blick über bunte Skizzenzeichnungen und Herleitungen von Formeln schweifen und wollte nichts mehr sagen. „Mathematik ist ein sehr nützliches und notwendiges Werkzeug. Aber schön ist daran nichts.“

„Warum verstehst du das nicht? Du hast ja überhaupt keinen Sinn für Ästhetik. Ich würde dich so gerne einmal mitnehmen zum transzendentalpragmatischen Joga. Du würdest staunen!“

Mir wurde klar, dass sie diese Spinnerei sehr ernst nahm. Wie sie schon wieder auf ihrer Meinung beharrte und nicht einsehen wollte, dass ich Recht hatte!

Wir sprachen dann darüber, dass das Semester nun bald zu Ende wäre und sie stellte fest, dass dann mein letztes Studienjahr anbrechen würde. Eine ganz zutreffende Beobachtung. Nachdem sie sie geäußert hatte, verfiel sie in Nachdenklichkeit. Ich sah, wie ihr Blick ins Leere starrte und sie mit ihrer linken Hand über ihr Gesicht strich. „In einem Jahr“, sagte sie, „da bist du fertig mit deinem Studium. In einem Jahr, vielleicht sind wir bis dahin schon zusammengezogen. Hast du nicht Lust dazu? Wir mieten uns eine Wohnung mit drei Zimmern, wir kaufen uns ein echtes Doppelbett. Was meinst du?“

Es missfiel mir, wie sie nun schon aktiv in meine Lebensplanung eingreifen wollte.

„Lass uns nichts überstürzen“, sagte ich, „nichts überstürzen.“

Wenn ich Helene rumkriegeln würde, dann wäre die Frage ohnehin obsolet. Selina war etwas enttäuscht. Ich sagte, ich müsse gehen, weil ich es mir nicht länger leisten könne, die Arbeit warten zu lassen. Dann ging ich.

Ich arbeitete an diesem Tag wie geplant erneut einige Stunden an meiner Arbeit für Prof. Dr. Geisenhäusler. Natürlich war ich noch immer stolz darauf, dass ich diesen Text anfertigen durfte. Allerdings spürte ich auch sehr deutlich, dass der Erfolg erkaufte werden musste mit einem hohen Aufwand an Zeit und Konzentration. Es war ein langwieriges Arbeiten. Ich erinnerte mich selbst immer wieder daran, welche große Bedeutung diese Arbeit für mich haben würde, stellte mir vor, wie ich auf Fachkongresse als Redner eingeladen würde und anerkennende Aufmerksamkeit von den Leuten erfahren würde, deren Stimme Gewicht hatte. Für einige Minuten dachte ich über die Geschichte der Paradigmenwechsel im Diskurs, der im Zentrum meiner Arbeit stand, nach. Es war interessant mitanzusehen, wie der Fortschritt sich nicht aufhalten ließ. Das Denken fand immer neue und bessere Formen. Es war spannend inmitten dieses Feldes einen Beitrag zu leisten. Vielleicht würde ich es einmal selbst schaffen einen bedeutenden Paradigmenwechsel einzuläuten, der meinem Namen Würde und Ruhm einbrächte. Dann wäre meine Stimme maßgeblich. Erst um elf Uhr dreißig legte ich alle Unterlagen beiseite.

Am Freitag saß ich gelangweilt im Seminar zur subalternen Selbsterkenntnis. Der Dozent wiederholte immer und immer wieder, nun schon seit Wochen, dieselben Thesen. Meinen Kommilitonen schien das nichts auszumachen, die meisten von ihnen machten einen interessierten Eindruck. Ich dachte mir, dass das wohl daran

liege, dass ich schon eine natürliche Begabung zur Selbsterkenntnis mitbrachte, die sie sich eben antrainieren mussten.

Mir konnte man kaum noch etwas beibringen. Ich hatte schon immer die Fähigkeit mich in jeder Situation richtig einzuschätzen und zu bewerten. Mein Verhalten dementsprechend anzupassen fiel mir stets leicht. Wahrscheinlich war ich deshalb auch so erfolgreich.

Später, am Nachmittag, da sah ich Helene auf dem Weg zwischen Hauptgebäude und Mensa. Sie kam mir entgegen. Ich ging ihr entgegen. Unsere Blicke trafen sich. Wir grüßten einander.

Noch spät am Abend dachte ich an diese kurze Begegnung und grübelte darüber nach, wie es mir gelingen könnte den nächsten Schritt in unserer Beziehung zu tun. Am besten wäre es, ich würde sie zu einer Verabredung überreden. Schließlich gab ich ihren Namen in einer Internetsuchmaschine ein. Meine Recherche ergab allerdings keine Information, die mir hätte weiterhelfen können. Wenn ich gewusst hätte, welche Musik sie gerne hörte, dann hätte ich sie einladen können zu einem Konzert oder ich hätte mit ihr ins Kino gehen können um ihren Lieblingsschauspieler in seinem neuen Film zu sehen. Immerhin fand ich auf der Internetseite einer Freundin von ihr ein paar Fotos, auf denen sie gut zu erkennen war. Es waren Urlaubsfotos. Sie trug ein weißes T-Shirt und posierte in sehr kurzen Hosen vor einer Palme. Das Bild war zwei, drei Jahre alt. Ich onanierte und ging zu Bett.

Das Wochenende begann ich wieder mit neo-inglorunäischer Lyrik. Ich las eine Sammlung von Essays verschiedener Sprachwissenschaftler. Einer sprach von der neo-inglorunäischen Lyrik als der interessantesten und dynamischsten Dichtkunst unseres Jahrhunderts. Es habe sich positiv bemerkbar gemacht, dass so viele große Talente an der Akademie für neo-inglorunäische Lyrik so hervorragend ausgebildet worden seien. Der Leiter der Akademie sei ja selbst ein großer Poet gewesen. Ich blätterte in einer Gedicht-Anthologie nach seinen Werken und fand eines, das den Titel „Zoo“ trug:

Flapp Flapp Flapp di Flapp des Vogels Schwingen schlagen

Roooauh Roooauh - der Tiger

Ssssssum Ssssssum Sa Ssssssum wir stehen dort am Bienenstock

Da springt der Seelöwe und Platsch!

Ein anderer Aufsatz rühmte die Pionierwirkung dieses Gedichts und schilderte die ungemein starke Wirkung auf eine ganze kreative, junge Szene, die darin angeblich Inspiration zu eigenen Werken gefunden hätte. Es wurde ein Poet der nachfolgenden Generation zitiert, der davon sprach, dass das Gedicht „Zoo“ in seiner Musikalität und seiner sprachlichen Virtuosität stilbildend für seine eigenen Bemühungen gewesen sei. Ich las noch ein gutes Dutzend weiterer Gedichte. Vielleicht war ich einfach nicht dazu geboren, diese Art der Poesie würdigen zu können. Es gab zahlreiche angesehene Wissenschaftler, die sich über die kulturelle Relevanz der neo-inglorunäischen Lyrik ausließen. Ich las ihre eloquenten Argumentationen und war dabei doch immer anderer Meinung. Diese Gedichte waren primitive Erzeugnisse einer schwachen Kultur und als das sollte man sie auch bezeichnen dürfen, dachte ich. Ich sah gar keinen Sinn darin, mich lange damit aufzuhalten. Ich lernte die wichtigsten Lehrsätze auswendig und entschied, dass das reichen müsste, um die mündliche Prüfung am Mittwoch zu bestehen.

Das restliche Wochenende investierte ich wieder in zielstrebige Nachforschungen für meine Arbeit zur Evolution der thermo-synthetischen Hypothese in der anorganischen Betrachtung der Tiersoziologie unter dem Gesichtspunkt des technokratisch-materialistischen Paradigmenwechsels im Diskurs über volatile Modelle des dynamischen Marktes. Ich wurde immer kompetenter in allen wichtigen Fragen, die mit diesem Thema zusammenhingen. Langsam fühlte ich mich heimisch in diesem Wissensgebiet. Es entsteht ein ungeheures Gefühl von innerer Befriedigung, wenn man den Überblick über eine große Menge an Daten und Fakten und Thesen gewinnt und dann souverän beginnen kann, sie nach ihrer Bedeutung hin zu ordnen, neue Verbindungen auszuprobieren und zu entdecken. Dann ergibt all die mühsame Arbeit einen Sinn.

Den Anruf meiner Eltern am frühen Sonntagabend ignorierte ich. Den am späten Sonntagabend ebenso.

Ich traf Thorsten am Montagmorgen auf dem Weg zum Praktikum im Fach logoplane Lebensmittelverfahrenstechnik. Wir mussten uns den Weg durch die Gänge des

Hauptgebäudes freikämpfen. Es herrschte allerorten ein großes Gedränge. Thorsten wollte wissen, was der Grund für diesen ungewöhnlichen Menschauflauf sei.

„Heute ist der Stichtag für die Einreichung sämtlicher Bewerbungsunterlagen für das neue Studienjahr. All diese jungen Menschen sind auf der Suche nach der für ihren Wunschstudiengang zuständigen Verwaltungsstelle, wo sie ihre Formulare und Zeugnisse abgeben können“, sagte ich.

Der Konkurrenzkampf um die Studienplätze an unserer Universität war enorm. Auf einen Studienplatz kamen inzwischen schon über 270 Bewerber. Jeder wollte hier studieren, denn ein erfolgreicher Abschluss galt als Garantie für ein anschließendes, zügiges Vorankommen in der Berufswelt, sowie als ausgezeichnete Grundlage für wissenschaftliche Karrieren von Weltrang.

„Es ist schön zu sehen, wie viel Interesse für eine gute Bildung in der Gesellschaft vorhanden ist.“ Thorsten folgte mir in kurzem Abstand auf dem Weg, den ich mir bahnte. Er war nun mal ein Schwächling und ich derjenige, der Menschen wie ihm zeigen musste, wie man sich durchsetzte. „Ich finde es sehr beruhigend zu sehen, dass eine Generation der anderen folgt und jede aufs Neue letztendlich doch wieder den Enthusiasmus und den Willen findet, die Sache der Wissenschaft und des Fortschritts weiterzutragen.“

Ich stimmte ihm zu. Mittlerweile waren wir beide an einem Punkt angelangt, an dem wir einen gewissen Überblick über die Vorgänge an der Universität hatten. Wir verstanden die Abläufe, die Zusammenhänge und verfügten über fundierte Einsichten in allen Fachbereichen. Wie wir so an all den neuen Bewerbern vorbeigingen, spürten wir, dass sich unsere Mühe gelohnt hatte. Uns trat ins Bewusstsein, dass wir schon einen langen Weg zurückgelegt hatten und zwar mit Erfolg. Wir waren fast angekommen in der Mitte der Gesellschaft, in der wir uns einen angenehmen Platz schaffen würden.

Nach dem Praktikum beeilte ich mich, um nicht zu spät zur Vorlesung in Astrophysik zu kommen. Die Vorlesung war interessant. Ein sehr angesehener Forscher hatte eine Aufsehen erregende neue These formuliert. Er argumentierte sehr geschickt und ich dachte lange über diese hochinteressanten Überlegungen nach. Zwanzig Jahre lang habe er sich in seiner Arbeit mit Eigenschaften der Materie beschäftigt und nun sei er zu dem Schluss gekommen, dass es sie gar nicht gibt. Materie existiert gar nicht! Unser Dozent war ebenfalls beeindruckt von dieser revolutionären Idee, auf die

er selbst wohl auch niemals gekommen wäre. Voller Anerkennung zitierte er Satz um Satz. Erst auf dem Weg zur Bahn, nachdem ich die Universität verlassen hatte, entschied ich mich, dass ich trotz allem an der Existenz von Materie festhalten wollte. Man muss auch den Mut zu einem eigenen Standpunkt finden.

Der Dienstag begann mit einer guten Nachricht. Prof. Dr. Geisenhäusler teilte mir mit, dass mein geplanter Besuch im Forschungszentrum für Tier- und Pflanzensoziologie in Radschowibirsk möglich sei. Er habe sich nachdrücklich für mich eingesetzt und man würde mir dort nun gerne weiterhelfen. Die Festlegung eines fixen Termins stehe noch aus, ich solle mich mit dem dortigen Sekretariat in den kommenden Tagen in Verbindung setzen.

Die Vorlesung in Raumfahrttechnik war dagegen wenig erfreulich, denn Helene war nicht anwesend. Ich erklärte es mir damit, dass ja schon der vorletzte Tag vor der vorlesungsfreien Zeit war und sie vielleicht schon in Urlaub geflogen war. Ich dachte an das Bild, das ich von ihr gesehen hatte, vor der Palme, in der sehr kurzen Hose. Danach war es mir unmöglich meine Konzentration auf die neuen intelligenten Roboter zur Erkundung fremder Planeten zu lenken.

Am Abend überflog ich noch einmal rasch ein paar Zusammenfassungen zur neo-inglorunäischen Lyrik. Obwohl ich alle Studieninhalte ernst nehme, war ich schon etwas genervt von diesem Thema. Als das Telefon klingelte, nahm ich es dankbar ab, denn das versprach Ablenkung von diesen armseligen Versen. Es war meine Mutter. Sie wolle mich daran erinnern, dass sie ja nun am Freitag schon in der Stadt ankommen würden. Warum müssen sie nur so aufdringlich sein?, schoss es mir durch den Kopf. Dann sprach sie davon, dass Opa sich sehr über meine Postkarte gefreut habe. Die hatte ich längst schon wieder vergessen. Er habe sie sich immer wieder vorlesen lassen und er habe dabei stets glücklich gelächelt. Ich konnte es mir bildlich vorstellen, wie der alte Sack debil vor sich hingrinste. Als meine Mutter ansetzte mich auszufragen über mich und mein Studium und alles andere, da unterbrach ich sie mit einem Verweis auf den Freitag, an dem wir uns ja sehen könnten und dann würde ich ihr das alles erzählen. Widerwillig ließ sie sich davon überzeugen, dass das ja viel persönlicher wäre und ihre Nachfragen verstummten. Sie ließ sich dann aber nicht davon abhalten, zu erzählen, dass sie auf der Straße

meinen alten Schulkameraden Lennart getroffen habe. Er habe sein Studium vor zwei Jahren abgeschlossen und seine langjährige Freundin geheiratet. Nun sei er mit ihr wieder in die Heimat zurückgekehrt und sie erwarteten ihr erstes Kind. In vier Monaten sei es so weit. Das habe er ihr voller Vorfreude erzählt. Er sei ja so ein sympathischer, junger Mann, fügte sie hinzu. Immer schon gewesen. Sie könne gar nicht verstehen, dass der Kontakt zwischen uns abgerissen sei. Er habe ihr auch aufgetragen, mir liebe Grüße auszurichten.

Schon immer hatte es ihm an Ehrgeiz gefehlt und nun hatte er offensichtlich beschlossen sich endgültig in der Langeweile und Durchschnittlichkeit unserer öden Heimatgemeinde einzurichten. Wahrscheinlich würde er dem Kleintierzüchterverein oder sonst einer Ansammlung dieser idiotischen Hinterwäldler beitreten und für den Gemeinderat kandidieren und jede Woche seinen Rasen vor seinem Einfamilienhaus mähen.

„Das freut mich für ihn. Schön, dass es ihm gut geht“, sagte ich und wünschte meiner Mutter noch einen schönen Abend. Ich legte das Telefon zurück in die Ladestation und atmete erleichtert auf. Man darf sich einfach nicht von dieser trostlosen Realität in seinen Ambitionen beschädigen lassen. Ich versuchte mich von den Gedanken an meine Heimat freizumachen und trank ein Glas Apfelsaft. Dann fasste ich neuen Mut und ging zurück an die Arbeit. Nur noch ein Tag, eine letzte Prüfung und ich hatte ein weiteres Jahr erfolgreich hinter mich gebracht.

Als ich am Morgen das Universitätsgelände betrat, sah ich in der Ferne wie Thorsten seinen Wagen auf dem Parkplatz abstellte. Ich wartete auf ihn, denn wir waren ja gute Freunde und man muss eben in eine gute Freundschaft manchmal etwas Zeit investieren. Als er mich sah, zog er einen oberflächlich missmutigen aber zugleich entschuldigenden Gesichtsausdruck. Er habe gar keine Zeit mit mir zu sprechen. Während er an mir vorübereilte sagte er noch etwas von seiner Prüfung zur Newtonschen Farbenlehre, dass er da jetzt hin müsse und dass er spät dran sei. Ich sah ihm nach, wie er mit seiner Tasche unterm Arm seinen Weg ging und in mir entstand der Drang ihn auszulachen, denn es war dennoch immer etwas äußerst sonderbares an ihm. Ich unterdrückte diesen Impuls. Er war ja ohnehin schon außer Hörweite und alleine lache ich nicht gerne.

Ich hatte noch eine Viertelstunde Zeit und holte mir einen Kaffee am Automaten im Hauptgebäude. Das tat ich selten, denn es war mir zuwider wie die Umgebung der Automaten zu sozialen Treffpunkten für die hippen Durchschnittsstudenten ohne Ambition verkamen. Auch heute sah ich sie wieder stehen. Mit ihren internetfähigen Smartphones in der einen Hand, dem Kaffeebecher in der anderen, unterhielten sie sich über gänzlich uninteressante Dinge. Sie trafen Aussage um Aussage, die keinerlei wissenswerte Information enthielt und nur einzig dem Zweck diente, ihre soziale Rolle möglichst positiv zu definieren. Dabei konnte jeder sehen, dass sie blasser Durchschnitt auf der Entwicklungsleiter des Geistes waren und auch immer bleiben würden. Ich dachte an meinen Praktikumsplatz bei „Bushcraft und Hüderberg“, an meine Arbeit bei Prof. Dr. Geisenhäusler und an die vorlesungsfreie Zeit, die nun beginnen würde, nachdem ich die letzte läppische Prüfung im Fach neo-inglorunäische Lyrik hinter mich gebracht hätte. Ich machte mich auf den Weg zum Prüfungszimmer.

Pünktlich zu meinem Prüfungstermin traf ich ein. Diese mündliche Prüfung lief so ab, dass mir zuerst einige Aufgaben gegeben wurden, die ich eine halbe Stunde lang vorbereiten konnte, ehe ich vor die Prüfungskommission treten sollte. Für diesen Zeitraum saß ich alleine in einem kleinen Seminarraum. Ich begann die erste Aufgabe zu lesen. Ich sollte ein Gedicht aus dem neo-inglorunäischen übersetzen. Der Name des Dichters sagte mir wenig.

Das Gedicht war mir unbekannt. Es musste sich dabei um eines der exotischeren handeln, dachte ich und machte mich an die Arbeit. Ich kam recht gut voran, über kleinere Unsicherheiten ging ich rasch hinweg. Dann sollte ich noch eine Interpretation des Gedichtes vorbereiten, was ich tat, wie ich das gelernt hatte und wie es sich gehört. Dann wurde ich vor die Kommission gebeten. Der vorsitzende Prüfer war mir unbekannt: Ein kleiner Mann mit einer Halbglatze, einem rundlichen Körperbau und einem ebenso runden Kopf, der sich mir nun zuwandte. Mit einem Lächeln, aus dem naive Freundlichkeit sprach, versuchte er, eine emotionale Verbindung zu mir herzustellen. Ich erwiderte das Lächeln, denn das wurde von mir erwartet. Ich sollte beginnen meine Übersetzung vorzutragen. Ich begann:

Surrrsurrrwuuutwuuuuut der Staubsauger

Er saugt Surrrsurrrwuuutwuuuuut

Über krzkrzkrz den knarrenden Boden
Surrssurrwuutwuuuuuut der Staubsauger
Er saugt Surrssurrwuutwuuuuuut
In jedem Eck des Zimmers
Surrssurrwuutwuuuuuut der Staubsauger
Er saugt Surrssurrwuutwuuuuuut
Doch, aber: Der Beutel ist voll. Plong!

Wieder mal ein völlig bescheuertes Gedicht ohne jede Tiefe. Ein primitives kulturelles Erzeugnis wie alles, was die sogenannte neo-inglorunäische Kultur hervorbrachte.

Als ich geendet hatte, verfinsterte sich der Blick des Prüfers. Es habe sich da ein gravierender Fehler in meiner Übersetzung gezeigt. Und zwar habe ich das Wort „Hilakghlijtopf“ fälschlicherweise mit „Zimmer“ übersetzt, wo es eigentlich „Raum“ heißen müsste, was einen großen Unterschied darstellte. Ich dachte kurz nach, glaubte mich aber nur daran erinnern zu können, dass „Hilakghlijtopf“ sowohl „Raum“ als auch „Zimmer“ heißen konnte. Das sagte ich sogleich selbstbewusst. Der Prüfer meinte, ich solle die Sache nicht noch schlimmer machen, als sie es ohnehin schon sei und verwies auf den Kontext des Gedichts, den ich ja verstehen müsste und in dem einzig und allein „Raum“ die richtige Übersetzung sein könnte. Er wolle aber meiner Interpretation nicht vorausgreifen und bat mich nun meine Gedanken hierzu vorzutragen.

„Nun,“ sagte ich, „zunächst einmal, auf einer ganz prosaischen Ebene haben wir es mit einem Vorgang aus einem Haushalt zu tun. Jemand benutzt einen Staubsauger zu dem Zwecke, zu dem man ihn üblicherweise verwendet, nämlich dem Staubsaugen. Der Vorgang des Staubsaugens wird dem Leser lebendig durch den wiederholten Einsatz der lautmalerischen Silbenfolge „Surrssurrwuutwuuuuuut“, was ganz typisch ist für die neo-inglorunäische Lyrik. Die Struktur des Gedichtes zeigt Wiederholungen, die beinahe den Eindruck von Redundanz hervorrufen, bis schließlich der dramatische Höhepunkt des Gedichtes uns mitteilt, dass der Beutel des Staubsaugers voll ist und somit ein Fortgang der Tätigkeit des Staubsaugens an sich fürs Erste nicht mehr möglich ist.“

„Redundanz sagen Sie... Was ist denn Ihre metaphysische Interpretation des Staubsaugers?“

Auf diese Frage hatte ich noch keine passende Antwort. Ich war etwas überrascht davon und um nicht vor mich hin zu stottern versuchte ich, mich einen Moment lang zu konzentrieren, ließ einen Ausdruck, der starkes Nachdenken signalisieren sollte, über mein Gesicht wandern und begann dann den Versuch einer Antwort.

„Also der Staubsauger ist ein Gerät, das reinigt. Es befreit die Dinge, insbesondere den Boden, auf dem wir stehen, von einer staubigen Schicht. Darin liegt für mich ein Neuanfang. Der Staubsauger könnte metaphysisch gesehen also eine Art Renaissance von göttlicher Gnade darstellen.“

Der Vorsitzende Prüfer musterte mich ungnädig. Dann sagte er die verhängnisvollen Worte, die noch lange in mir nachhallten: „Wir brechen die Prüfung an dieser Stelle dann besser ab. Sie haben die Prüfung nicht bestanden.“

Ich konnte es nicht fassen. Mir wurde schwarz vor Augen und ich taumelte zurück. „...nicht bestanden“, klang es immer wieder in mir. All meine Arbeit umsonst. Elf Jahre des Studiums umsonst. „Aber warum?“, fragte ich in einem letzten Versuch der Verzweiflung.

Der Prüfer sprach mit fester Stimme. „Jeder, der sich wirklich intensiv mit neo-inglorunäischer Lyrik beschäftigt hat weiß, dass der Staubsauger ein Jahrzehnte altes Symbol für den Tod ist. Das ist ein Motiv, welches bei verschiedenen Dichtern aufgenommen wird und nur wenn man das klar analysiert hat, kann man dieses vorliegende Gedicht richtig deuten. Sie haben offensichtlich keine Ahnung, was sich auch in der falschen Übersetzung des Wortes „Hilakghlijtopf“ deutlich gezeigt hat. Es ist mir unter diesen Umständen gänzlich unmöglich ihnen die Prüfungsleistung anzuerkennen. Guten Tag!“

Wie in Trance verließ ich das Prüfungszimmer, ging Stufe um Stufe den Weg hinab auf den Hof. Es war etwas so Unfassbares geschehen, das meine ganze Welt in ihren Grundfesten nicht nur erschütterte, sondern einer Naturgewalt gleich zerstörte. Wenn Thorsten mich jetzt so sehen würde, schoss es mir durch den Kopf. Ich eilte schnell weg vom Gelände der Universität. Einfach nur weg. Ich ging schneller und schneller. In meinem Kopf immer noch diese Worte, die es eigentlich nicht geben konnte: „...nicht bestanden.“ Schließlich, als ich einige hundert Meter gegangen war, setzte ich mich auf die Stufen vor irgendeinem Gebäude. Ich sah den Autos zu, wie sie nach rechts und nach links an mir vorbei fuhren und in diesem Moment brach ich in Tränen aus. Ich schämte mich gleich dafür und verbarg mich unter meiner Jacke. Schließlich schlug mein Empfinden in Wut um. Wut auf den bekackten Prüfer mit

seinem bescheuerten Lächeln, Wut auf die primitive, untermenschenhafte Lyrik der neo-inglorunäischen Sprache. Nicht zuletzt Wut auf mich selbst. Ich hätte mehr lernen müssen. Die ganze Scheiße hätte ich in mich reinprügeln müssen, konsequent von A bis Z. Frustration machte sich breit und dann der Gedanke an all das, was mir wichtig war: Mein Praktikum bei „Bushcraft und Hüderberg“, meine Arbeit für Prof. Dr. Geisenhäusler, Helene, das Doctorat Total! All das konnte ich jetzt vergessen, denn jetzt war ich ein Verlierer. Thorsten fiel mir ein, wie er seine Prüfung in der Newtonschen Farbenlehre ohne Probleme bewältigt hätte. Wenn er mich sehen könnte! Und dann meine Eltern! Diese blöden Idioten, denen ich jetzt auch noch von meinem Scheitern berichten müsste. Es fühlte sich an wie das Ende der Welt und ich alleine konnte es fühlen. Niemanden kümmerte es, was gerade passiert war. Mein Schicksal hatte eine unerfreuliche Wendung genommen.

Später, als ich wieder zu Hause war, lag ich noch immer halb benommen auf meinem Bett und starrte vor mich hin. Immer wieder stieg in mir der Impuls hoch, dass es doch besser wäre, wenn ich meinem gescheiterten Dasein nun ein Ende setzen würde. In Gedanken sah ich mich schon vom Bahnsteig springen, mich vor einen einfahrenden Zug werfend, der bitteren Realität entfliehend. Ich konnte mich aber nicht aufraffen diese Idee wahr werden zu lassen. Selbst für einen Selbstmord war ich zu ermattet. Das Doctorat Total. Es war das, was ich immer gewollt hatte! Und nun war es für immer außer meiner Reichweite. Noch lange bevor der Tag zu Ende war, legte ich meine Kleidung ab und versuchte einzuschlafen. Zum ersten Mal seit Jahren wusste ich nicht, wie mein Leben weiter verlaufen würde. Meine Zukunft war mir genommen. Übrig war ich in der Gegenwart, frustriert und in einem Anflug von Depression, schlaflos mich unter der Bettdecke wälzend. Ich bekam Angst. Zum ersten Mal seit langer Zeit verspürte ich aufrichtige Angst. Was sollte nun aus mir werden? Den Gedanken, dass ich nun ein Verlierer war, konnte ich kaum ertragen und so war ich bemüht ihn beiseite zu schieben, ohne dass das jedoch von Erfolg gekrönt war. In meinem Inneren blitzte immer wieder der Moment auf, in dem der Prüfer die Worte „...nicht bestanden“ gesagt hatte. Nachdem ich drei Stunden lang nicht eingeschlafen war, stand ich wieder auf und trank ein Glas Wasser. Mir fiel das Kinderlied „Oh, du lieber Augustin ein“. Ein hämischer Knabenchor sang es voller Innbrunst in meiner niedergeschlagenen Vorstellungswelt. Sie sangen es nur für mich. Und es bereitete ihnen Spaß zu sehen, wie ich bei jeder Note mehr in mich

zusammensackte. Mein Selbstbewusstsein war angegriffen. Obwohl ich versuchte mir immer wieder einzureden, dass ich ja dennoch der intelligente junge Mann bleiben würde, der ich schon immer war, war mein Selbstbild nun doch irreparabel beschädigt. Es war nicht nur ein Kratzer darin, nein, jemand hatte einen Krater hineingesprengt. Der Prüfer war bösartig. Entweder war er bösartig oder er war doof gewesen. Wieso hätte er sonst eine so vielversprechende akademische Karriere wie die meine wegen etwas so unerheblichem wie neo-inglorunäischer Lyrik zerstören sollen? Ich konnte es nicht akzeptieren. Juristisch war er freilich auf der sicheren Seite. Die Kommission hatte seiner Entscheidung zugestimmt. Alles war vordergründig rechtens. Wie sollte es nun mit mir weitergehen? Ein neues Studium konnte ich nun nicht mehr anfangen. Der Stichtag der Bewerbung fürs neue Jahr war ja bereits passé. Außerdem war ich eigentlich viel zu alt um noch einmal von vorne zu beginnen. Man konnte mir das nicht zumuten mit all diesen Grünschnäbeln im ersten Semester Vorlesungen zu hören, die ich längst halb auswendig konnte. Aber was waren all meine Fähigkeiten, all mein Wissen wert ohne das Doctorat Total, das Stück Papier, das die Gewinner von den Verlierern trennt? Nichts! Nichts und noch mal nichts. Ich hätte die letzten elf Jahre meines Lebens auch damit verbringen können Sandkuchen zu backen. Es wäre auf das selbe hinausgelaufen. So grausam das auch war, es entsprach den unumstößlichen Fakten. Und während ich so nachdachte, schlief ich endlich ein.

Im Briefkasten war meine Exmatrikulationsbescheinigung. Ich war kein Student mehr. Auch das Arbeitsamt würde eine Kopie der Bescheinigung erhalten, das war gesetzlich so vorgesehen. Ich war ein arbeitsloser, junger Mann ohne Perspektive. Am Morgen, nach dem Erwachen, hatte ich zwei Stunden benötigt, bis ich schließlich aufgestanden war. Mein ganzer Körper war angesteckt von der Niedergeschlagenheit meines Geistes. Ich hatte ein klassisches Violinkonzert angestellt, auf volle Lautstärke, dann hatte ich mich unter die Dusche gestellt, wo ich eine volle Stunde verblieb. Unter dem plätschernden Wasser hatte ich minutenlang betrachtet, wie meine Brustbehaarung vom Fluss des feuchten Nass hin und her bewegt wurde. Aber nichts hatte mich beruhigen oder aufmuntern können. Die Exmatrikulationsbescheinigung lag vor mir. Ich war immer aufgewühlter. Meine Eltern würden bald da sein. Ich konnte ihnen unmöglich die Wahrheit sagen. Ich konnte niemandem die Wahrheit sagen. Aber wie lange würde das gut gehen? Ich war viel

zu schwach um diesem Gedanken rational auf den Grund zu gehen. Ich musste mich irgendwie bewegen. Ich verließ das Haus und spazierte schnellen Schrittes durch mein Viertel. Es war ein bürgerliches Viertel, ruhig und bestimmt von solider Bausubstanz, ansehnlichen Fassaden und alten Kopfsteingassen. Das nahm ich alles nicht wahr. Ich rannte in mich vergraben durch die Gassen, in dem Versuch die Gedanken in mir zu betäuben. Das Doctorat Total. Thorsten würde seines schaffen. Er würde auch weiterhin in schicken neuen Autos durch die Gegend fahren, die besten Maßanzüge tragen und bei gesellschaftlichen Dinners mit seinen gleichgesinnten Freunden über Leute wie mich herablassend urteilen. Und das zu Recht. Denn wer ein Verlierer ist, der hat es nicht besser verdient. Schöne Frauen würden sich an seine Seite schmiegen. Eine Helene oder eine ähnliche Superbraut würde er sich mit seinem Status verdienen und ich müsste mein Leben lang traurige, unförmige Gestalten wie Selina ficken. So war der Lauf der Dinge. „The Winner takes it all“, schallte es in meinen Ohren. Selina wusste ja auch noch nicht bescheid. Bestimmt würde sie auch noch mit Verständnis reagieren und alles nur noch schlimmer machen. Sie war ja so etwas wie der Inbegriff meines Scheiterns. Ich hatte sie nie abschütteln können. Sie war mir gefolgt wie ein böses Omen und jetzt hatte ich den Salat.

Dann irgendwann standen meine Eltern vor meiner Tür. Sie begrüßten mich mit einer sogenannten herzlichen Umarmung.

„Unser Zimmer in der Pension Sieglinde ist wirklich sehr schön. Die sind sowieso sehr freundlich da.“

„Mensch, Junge! Wie geht's dir? Du hast doch jetzt Ferien!“

„Vorlesungsfreie Zeit“, korrigierte ich meinen Vater. Ich nahm all meine Kraft und riss mich zusammen. „Es geht mir recht gut.“

„Jetzt hast du ja nur noch ein Jahr bis zum Abschluss. Wir sind mächtig stolz auf dich“, sagte meine Mutter.

Das war der Moment gewesen, in dem ich spätestens mit der Wahrheit hätte rausrücken müssen, hätte ich die Situation richtig handeln wollen. Ich schwieg stattdessen.

„Und wie geht es Selina? Kommt sie morgen mit zum Ausflug auf den Kapkakogel?“

Der Kapkakogel ist ein kleiner Berg knapp siebenhundert Meter über der Stadt. Ich war schon dreimal oben gewesen. Stupides Bergaufstapfen und anschließend oben

eine Aussichtsterrasse, die bevölkert wird von Menschen, denen eben dieses stupide Bergaufstapfen eine große Freude und innere Befriedigung beschert hat, die sie allen anderen durch ihr Verhalten zeigen müssen. Furchtbar. Ich antwortete:

„Ich wusste nicht, was ihr vorhabt. Sie weiß, dass ihr da seid und sie hat versprochen, dass sie sich ein wenig Zeit nehmen kann.“

An diesem Tag sprach meine Mutter sehr lange über ihre ehemalige Gymnastikgruppe vom Donnerstagabend. Wie sehr ihr die regelmäßige körperliche Aktivität mit dieser Gruppe doch fehle. Welche Übungen sie stets gemacht hätten, zu welchem Zweck, etwa der Kräftigung der Rückenmuskulatur und wie angenehm die Atmosphäre dabei immer gewesen sei. Es solle eventuell eine neue Gymnastikgruppe am Dienstagnachmittag geben, aber das wäre nicht dasselbe. Ich schaffte es kaum ihr zuzuhören. Meine Eltern waren mir vollkommen egal.

Mein Vater hatte sich allem Anschein nach innerlich bestens damit abgefunden, dass er nun Rentner sein würde. Er wiederholte immer wieder, fast wie ein Mantra, den Satz, dass er sich die kommende Freizeit ja auch irgendwie verdient habe. Sie waren so schrecklich langweilig, so normal und durchschnittlich und dieser Eindruck saß mir so tief in den Gliedern an diesem Tag, denn alles was mir versprochen hatte, mich aus dieser Welt zu erlösen, war zerbrochen. Ich war wie sie. Ich würde werden wie sie. Ich würde bleiben wie sie.

Zum Abendessen setzten wir uns in ein Restaurant bei mir um die Ecke. Meine Mutter schlug die Speisekarte auf und sagte noch einmal, wie schön sie es fände, dass wir uns nun heute sehen könnten. Mein Vater stimmte ihr zu und bestellte sich schon mal einen Aperitif und einen Liter Wein. Ich hatte keinen Appetit und entschied, ich wolle nur eine Suppe essen. Meine Eltern reagierten mit Bestürzung auf diesen Umstand. Ob etwas nicht mit mir stimme, wollten sie wissen. Ich beschwichtigte sie, aber nun waren sie schon nicht mehr aufzuhalten. Mein Vater wurde nun zunehmend lauter. „Der Junge ist einfach fix und fertig von seiner Uni. Das ist heute einfach fast schon unmenschlich, was da unserem Nachwuchs abverlangt wird. Ich habe es ja auch bei mir im Betrieb gesehen. Der Mensch zählt gar nichts mehr. Es zählen nur noch Rendite, Erfolge, Karriere und alle schielen laufend auf ihre Tabellen mit den Zahlen. Gute Zahlen sind das Wichtigste.“ Meine Mutter stimmte ihm halb zu, sagte aber, dass es an der staatlichen Universität nicht um Rendite ginge. Ich versuchte die Situation wieder ins Lot zu bringen und sagte

einfach: „Ja, die Universität ist schon mitunter sehr fordernd. Aber ich denke nicht, dass die Tatsache, dass ich jetzt nur eine Suppe essen möchte, sich auf unmenschliche Bedingungen im Lehrbetrieb zurückführen lässt“. Mein Vater widersprach sofort: „Nur noch Rendite zählt. Bei mir im Betrieb ist es in den letzten Jahren immer schlimmer geworden. Der Leistungsdruck nimmt einfach zu. Der Swondratscheck aus der Produktionsleitung hat sich vergangenes Jahr erhängt und jeder bei uns im Betrieb wusste, dass das mit dem Druck zusammenhing, der ihm gemacht wurde von der Geschäftsleitung. Das ist unmenschlich, was da abgeht.“ Ich verstand. Mein Vater wollte eigentlich nicht über mich und meinen Zustand reden, sondern er wollte über sich sprechen. Das war mir ganz recht. Er fuhr fort. „Früher, als ich anfing zu arbeiten, da war der Umgang insgesamt einfach viel menschlicher. Wir mussten auch hart arbeiten, keine Frage, aber es war bei weitem nicht alles derart bürokratisch durchrationalisiert wie das heute ist. Nee. Ich sag dir, ich bin echt froh, dass ich das nicht mehr mitmachen muss, was da noch kommt in den nächsten Jahren. Wahrscheinlich rationalisieren sie noch das Dach über dem Kopf weg. Das nimmt Ausmaße an. Diese jungen Leute, die da immer mehr in die Verantwortung kommen, die haben einfach keine Ahnung. Die kommen von der Uni, so wie du bald, und haben viel gelernt in der Theorie, aber über das echte Leben wissen die gar nix und dann stellen die sich hin und sollen uns sagen wo's langgeht. Dass ich nicht lache. Wir alten Kollegen, wir lachen nur noch, wenn uns wieder einer vor die Nase gesetzt wird. Das ist ein Betrieb, da könnte man Witze drüber machen, wenn es nicht so traurig wäre.“ Es sollte den restlichen Abend mit Konversation auf diesem Niveau weitergehen. Ich aß still meine Suppe, erwiderte hin und wieder einen Blick meiner Eltern, um den Anschein zu erwecken, ich nähme Anteil, an dem was sie sagten und litt innerlich nach wie vor schwer an der Niederlage meines Lebens. Als wir das Restaurant verließen fiel schwerer Regen. Das Wetter bildete meinen traurigen Seelenzustand ab. Ich verabschiedete mich von meinen Eltern und ging nach Hause.

Selina hatte mir auf die Mailbox gesprochen. Wie sehr sie sich freue, meine Eltern zu sehen und wie gerne sie am folgenden Tag bei unserer kleinen Wanderung mitkäme. Auch das noch! Ich war noch nicht richtig müde, aber dennoch völlig kraftlos. Ich legte mich angezogen, wie ich war, auf mein Bett. Ich war alleine. Jetzt war ich wirklich völlig alleine. Niemand auf der Welt wusste, wie es mir ging. Niemand auf der Welt. Ich konnte niemandem erzählen, was ich in diesen Tagen durchlebte. Ich litt.

Es fiel mir schwerer, als ich gedacht hatte, meinen Eltern gegenüber den guten Schein zu wahren. Ich spielte ihnen eine Maskerade vor, die bereits leicht bröckelte, aber sie würden sie nicht durchschauen, bei ihrem eingeschränkten Verstand. Aber mich kostete all das viel Kraft. Diese Menschen hatten mich in die Welt gesetzt. Niemand fragt einen, ob man geboren werden möchte. Und warum sich ausgerechnet diese zwei Menschen miteinander fortpflanzen mussten, war mir nie besonders einleuchtend vorgekommen. Und jetzt taten sie so, als kümmerte es sie, was aus mir würde. Sie sagten Sätze wie: „Wir sind stolz auf dich, Junge!“ und wussten nicht, dass ich ein Versager war, den man nur hassen konnte für sein Versagen. Ich spielte ein paar Minuten lang die Möglichkeit durch, es ihnen zu sagen. Morgen, gleich bei unserem Treffen um zehn Uhr. So mussten sich all diese Schwuchteln fühlen, die ihren Eltern die traurige Wahrheit mitteilen mussten, dass sie sich lieber in den Arsch bumsen ließen. So fühlte ich mich. Die Gesellschaft hatte mich in den Arsch gebumst und jetzt musste ich es meinen Eltern gestehen. Ich verspürte Scham. Und eine eigene Schuld an diesem Zustand konnte ich auch nach längerem Nachdenken nicht ausmachen. Neo-inglorunäische Lyrik! Ein schlechter Witz. Ich würde es ihnen auch am folgenden Tag nicht gestehen können.

Ich setzte mich an meinen Computer, um meine Emails zu checken. Prof. Dr. Geisenhäusler hatte mir geschrieben. Er habe von meiner Exmatrikulation gehört und sei tief enttäuscht von dieser Tatsache. Es betrübe ihn persönlich sehr, aber er müsse mir unter diesen Umständen den Auftrag über die Arbeit zum Themenkomplex „Die Evolution der thermo-synthetischen Hypothese in der anorganischen Betrachtung der Tiersoziologie unter dem Gesichtspunkt des technokratisch-materialistischen Pradigmenwechsels im Diskurs über volatile Modelle des dynamischen Marktes“ entziehen. Er wünsche mir dennoch alles Gute. Er wusste so gut wie ich, dass meine Zukunft nun vollkommen leer und belanglos war. Wenn man das Leben ganz nüchtern betrachtet, wenn man ohne emotionale Aufgeregtheiten auf die Kette der Ereignisse eines Menschenlebens blicken wollte, dann müsste man feststellen, dass das Leben nichts mehr sei, als eine fortlaufende Ansammlung unwillkommener Widerfahrnisse. Davon war ich in diesem Moment überzeugt. Das war die Wahrheit, die verborgen liegt unter all dem, was uns an jeder Ecke vorgegaukelt wird. Ich ging zu Bett. Morgen würde ein weiterer schrecklicher Tag in meinem neuen Höllendasein werden.

In wetterfester Kleidung und fest geschnürten Stiefeln stand Selina vor meiner Tür. In ihrem Gesicht ein herausforderndes Lächeln, so als wolle sie nun gleich mit ihrem festen Schuhwerk über mich hinwegtrampeln. Ich bat sie einen Moment herein und während ich nun selbst meine Stiefel schnürte, sagte ich, sie solle doch bitte mit Nachsicht reagieren, wenn meine Eltern im Laufe des Tages wieder einmal ihre unsäglichen Eigenschaften aufblitzen lassen sollten. Selina sagte nur, sie möge meine Eltern gerne und ich brauche mir keine Sorgen zu machen. In der Tat war es so, dass vom ersten Zusammentreffen an meine Eltern und Selina ein verdächtig harmonisches Ensemble bildeten. Mein Vater scherzte in ihrer Nähe kumpelhaft und lachte dann röhrend wie ein seltener, blöder Vogel, der irgendwo im Wald lebt. Dann gaffte er ihr wieder auf die Titten und starrte beim Wandern minutenlang mit offenem Mund auf ihren Hintern. Selina lachte immer mit und tätschelte ihm mehrfach freundschaftlich die Schulter. Meine Mutter plapperte pausenlos mit ihr über das Kuchenbacken oder das Pullunderstricken. Beide Frauen gaben dabei im Wechsel Ausrufe des Erstaunens oder der Begeisterung von sich. Kurz gesagt: sie verstanden sich blendend und ich wünschte mich weit weg. Das unsinnige Bergauflaufen konnte mich nicht dauerhaft ablenken. Ich befand mich in einer Scheißsituation. Oben auf dem Gipfel des Kapkakogels saßen wie erwartet ein paar Dutzend anderer Verrückter beisammen und tranken kalte Getränke mit denen sie sich leutselig zuprosteten. Mein Vater zückte seinen analogen Fotoapparat, den er nun schon seit über dreißig Jahren besaß und machte Bilder von der wunderschönen Aussicht und der wunderschönen Aussicht mit Selina und meiner Mutter im Vordergrund. Einmal vor mindestens sieben Jahren hatte ich ihn darauf hingewiesen, dass die analoge Fotografie nunmehr tot sei und ich es für empfehlenswert hielt, wenn er sich ein digitales Modell kaufen würde, aber seine Reaktion war sehr einsilbig und bestimmt gewesen. „Kommt nicht in die Tüte!“ Dabei hatte er nicht einmal eine gute analoge Kamera, sondern ein billiges Massenprodukt mit einem lausigen Objektiv. Schon früher, in den Anfängen meiner Kindheit, war ich mit Hilfe dieses Geräts auf Fotografien gebannt worden, die so schwachsinnig kadriert waren, wie man es eben erwarten konnte von jemandem wie meinem Vater, der auch heute noch nicht genau wusste, was diese Blendeneinstellung eigentlich zu bedeuten hatte. Ich sah zu, wie er nun den Apparat wieder in der zugehörigen Kunstledertasche verschwinden ließ. Als er meinen Blick zur Kenntnis nahm sagte er laut, so dass alle es hören konnten,

er würde mir gerne einen Abzug des Fotos unserer zwei hübschen Frauen schicken. Selina kicherte und meine Mutter gackerte wie ein Huhn. Immerhin war ihnen wohl beiden klar, dass sie in Wirklichkeit keineswegs hübsch waren.

Schließlich beim Abstieg hatten alle ein neues, fruchtbares Gesprächsthema gefunden: Das transzendentalpragmatische Joga! Sie sprachen gerade über eine konsequent fallibilistische Atemtechnik, die meine Mutter aus dem Lokalfernsehen kannte, die aber laut Selina von Sigismund Hägele fundamental abgelehnt werde. Er schlage stattdessen eine Atemtechnik vor, bei der die letztbegründete Gewissheit des Atmenden im Akt des Einatmens durch den Akt des jeweiligen Ausatmens ihre fundamentale Berechtigung gewänne. Sie verstanden sich alle so gut. Mir war längst klar, dass ich keine andere Wahl mehr hatte, als mit Selina Schluss zu machen. Meine Mutter lauschte gerade sehr interessiert der praktischen Anleitung zu dieser Atemtechnik für Fortgeschrittene, da rutschte sie mit dem linken Fuß weg, suchte mit dem Rechten nach festem Stand und knickte dabei schmerzhaft um. Sie konnte nun unter keinen Umständen alleine den Berg hinabsteigen. Selina schlug vor, einen Rettungshubschrauber zu rufen. Die blöde Kuh kapierte nicht einmal, dass er hier, unterhalb der Baumgrenze, nirgendwo landen konnte. Ich schlug vor, meine Mutter abwechselnd zu stützen, aber mein Vater verwies auf seine Hüftprobleme und so kam es, dass ich alleine meiner Mutter helfend zur Seite stehen musste. Nach wenigen Metern begann es auch noch zu regnen, was aber niemanden außer mir zu stören schien. Schließlich hatten wir alle Regencapes mit Kapuzen und es war ja ein gutes Gefühl, auf alles vorbereitet zu sein. Meine Mutter nutzte die Gelegenheit in meiner unmittelbaren Nähe zu sein und sagte mehrmals, wie sehr sie Selina doch schätze und wie schön es sei, dass ich eine so intelligente Frau als Freundin habe. Als wir dann endlich das Tal erreicht hatten und sie im Auto Platz genommen hatte, schmerzte meine Schulter sehr. Als ob der Tag nicht schon schlimm genug gewesen wäre, lud mein Vater uns noch einmal ins Restaurant ein. Selina setzte sich neben mich auf die Bank, ganz dicht, so dass unsere Oberschenkel sich berührten. Sie machte einen glücklichen und zufriedenen Eindruck und strahlte, als sie dem Ober mitteilte, dass sie das Spanferkel essen wolle. Mein Vater sagte, in einem betont großmännischen Tonfall, dass das Wochenende hier bei mir ihnen sehr gefallen habe, gerade so, als ob er laufend irgendwo anders wäre und nicht all seine Tage in unserem schauerhaften Heimatkaff zubringen musste. Selbst meine Mutter war

trotz ihrer Verletzung am Fuß bester Laune, trank ein paar Gläser Wein und war bald etwas betrunken. Das machte sie auch nicht sympathischer. Ich hätte mich betrinken sollen, denn ich hatte allen Grund dazu. Wir sprachen noch über anstehende Wahlen auf lokaler Ebene, bei denen alle sich einig waren, dass man ja nur die konservative Arbeiterpartei wählen könne, nachdem mein Vater diese Meinung eine halbe Stunde lang vehement vertreten und jeden Widerspruch im Keim erstickt hatte. Schließlich verabschiedeten wir uns. Meine Eltern würden früh am kommenden Morgen nach Hause fahren. Dann war ich wenigstens ihre lästige Nähe wieder los. Selina schickte ich noch vor dem Einschlafen eine SMS, in der ich ihr die Mitteilung machte, dass ich die Beziehung mit ihr beenden wolle. Dann ging ich zu Bett. Ich würde morgen aufwachen und ich wäre ganz alleine. Mittlerweile beruhigte mich dieser Gedanke sogar ein wenig. So weit war es schon mit mir gekommen.

Geweckt wurde ich um kurz vor halb zehn. „Bushcraft und Hüderberg“ war am Telefon. Man erkundigte sich einigermaßen besorgt, wo ich denn bliebe. Heute wäre schließlich der erste Tag meines Praktikums. Ich gab der Dame von der führenden Topmanagement-Beratung zu verstehen, dass ich nicht mehr käme. Heute nicht und auch in der Zukunft nicht. Ihr insistierendes Nachfragen würgte ich ab und beendete das Gespräch. Es war für mich ein Ding der Unmöglichkeit in meiner jetzigen Situation dieses Praktikum anzutreten. Womöglich wäre mir Thorsten über den Weg gelaufen oder jemand würde die Wahrheit über mich herausfinden. Eine solche Situation konnte ich mir nicht zumuten. Das wäre ein öffentlicher Gesichtsverlust ohne gleichen gewesen. Man soll nicht denken, dass es mir leicht gefallen wäre, diese Absage auszusprechen. Innerlich kämpfte ich mit jedem Wort, das ich in den Telefonhörer sprach, aber es musste nun einmal durchaus sein.

Langsam versuchte ich mir über meine Situation klar zu werden. Ich war alleine. Selina hatte ich abserviert, meine Eltern waren fort. Die Universität war nun ein fremder Kosmos, in dem ich nicht länger geduldet war. Auf meinem Schreibtisch lagen noch stapelweise Notizen zu meinen Recherchen und erste Formulierungen von Thesen zu meiner Arbeit über die Evolution der thermo-synthetischen Hypothese in der anorganischen Betrachtung der Tiersoziologie unter dem Gesichtspunkt des technokratisch-materialistischen Pradigmenwechsels im Diskurs über volatile Modelle des dynamischen Marktes. Lustlos blätterte ich darin herum. Und was wenn ich diese Arbeit einfach trotzdem weiterführen würde? Völlig undenkbar, schoss es

mir durch den Kopf. Ohne Prof. Dr. Geisenhäuslers Unterstützung würde sich niemand dafür interessieren, egal wie gut ich meine Sache auch machen könnte. Ich musste wieder raus an die frische Luft. In einem Café holte ich mir einen Coffee to go, an dem ich mir fast den Mund verbrannte. Dann klingelte mein Handy. Selina war dran. Ich nahm den Anruf natürlich nicht entgegen. Was hätte sie auch schon mitzuteilen gehabt? Ihr emotionaler Zustand war mir vollkommen egal. Ich konnte mir ihr Geplärre schon ausmalen und ihre Vorwürfe an mich, die allesamt vollkommen unberechtigt waren, wenn man die Dinge von einem vernünftigen Standpunkt aus sah.

Am Nachmittag war ich dann zu Hause. Draußen war wieder Regen aufgezogen und ich saß mit einer Tasse Tee am Fenster und blickte in den grauen Himmel. Wasserlinien liefen über die Scheibe und da klingelte es an meiner Tür. Ich ignorierte das Geräusch und nahm noch einen großen Schluck aus meiner Tasse. Bestimmt stand draußen Selina und bestimmt wollte sie mit mir reden. Ich wollte aber nicht mit ihr reden. In mir sah es immer noch aus wie auf einem Schlachtfeld nach dem großen Sturm. Überall lagen zerfetzte Leichen in unförmigen Kratern. Die Leichen waren meine alten Hoffnungen und Erinnerungen, einst lebendige Visionen von einem besseren, einem guten Leben. Ich hatte einen schwachen Moment und dachte an Helene und nun vergoss ich einige wenige Tränen, doch ich rief mich sofort zur Ordnung. Mein Leben fiel nun Stück für Stück auseinander bis nichts Substantielles mehr übrig war, aber so sagte ich mir, meine Haltung, die müsste ich bewahren, so schwer es mir auch fiel. Da klingelte das Telefon. Selinas Nummer. Ich nahm nicht ab. Das Handy wieder. Selinas Nummer. Ich nahm nicht ab. Gerade war ich dabei mich vor den Fernseher zu setzen, da klopfte es laut an meiner Wohnungstür. Nun musste ich öffnen, denn man konnte von außen sehen, dass ich das Licht im Zimmer an hatte. In der Tat stand Selina draußen. Klatschnass und mit einem besorgten Gesichtsausdruck. Was denn mit mir los sei, wollte sie wissen. Ob es mir gut gehe. Ich hätte so eine seltsame SMS verschickt letzte Nacht und da habe sie sich Sorgen gemacht. Sie betrat meine Wohnung. Was an meiner überaus präzisen SMS von letzter Nacht seltsam sei, fragte ich sie. „Naja. Du schreibst da, dass du Schluss machen willst. Das kann ja nicht dein Ernst sein. Wir hatten ja so ein schönes Wochenende mit deinen Eltern und alles und ich hatte das Gefühl unsere Beziehung wäre dadurch wunderbar gestärkt und wir wären dem ehrlichen Raum der reinen

Harmonie schon ein ganzes Stück näher gekommen. Findest du nicht? Und dann diese SMS. Das ist ja wohl ein schlechter Scherz.“

„Es ist kein Scherz, Selina. Ich beende unsere Beziehung. Außerdem möchte ich, dass du jetzt gehst.“

„Was?“ Fassungslos blickte sie mich noch einmal mit ihren großen, etwas dümmlichen Augen an. „Was ist los mit dir? Das bist doch nicht du! Warum um alles in der Welt willst du mit mir Schluss machen?“ Mir fielen sofort hunderte Gründe ein, aber ich brachte keinen heraus. Die Wahrheit konnte ich ihr nicht sagen. Ich versuchte mich zu konzentrieren und dachte kurz nach, dann begann ich.

„Ist dir das schon mal passiert, dass du langsam aus einem vollkommen absurden Traum aufgewacht bist? Ich meine, solange du richtig träumst ergibt alles einen Sinn, seien die Begebenheiten auch noch so eigenartig. Wenn du dann langsam aufwachst, dann beobachtest du deine Handlungen im Traum eine Weile mit zunehmender Distanz. Du verfolgst deine Entscheidungen und eingeschlagenen Wege, bist aber nicht mehr voll in der Traumhandlung involviert. Du beobachtest mehr. Zu diesem Zeitpunkt ergibt alles noch einen Sinn, aber dein Körper merkt bereits, dass du erwachst. Wenn du dann wirklich aufwachst und versuchst, dich an das Geträumte zu erinnern, dann hast du sofort Schwierigkeiten zu erklären, was du im Traum getan hast und warum und wozu du das überhaupt getan hast. Mit einem Mal ist alles unlogisch und kalt und die ganze Traumhandlung stürzt in sich zusammen. Kennst du das?“

Ich machte eine kurze Pause. Meine Worte mussten so blöd klingen, ich schämte mich beinahe dafür.

„Warum ich das überhaupt erzähle: So wie mit einem Traum aus dem man langsam erwacht, so geht es mir gerade mit meinem Leben. Ich glaube, mittlerweile bin ich aufgewacht und ich blicke auf mein bisheriges Leben zurück, zu dem du ja auch zu einem nicht unwesentlichen Teil gehörst, und ich versuche den Sinn darin zu sehen, das Warum und Wozu meiner Handlungen zu begreifen, aber es gelingt mir immer weniger. Verstehst du das?“

„Was willst du mir damit sagen?“

„Was ich sagen will ist: Ich erlebe in meinem Leben im Moment eine echte Zäsur, ich bin gezwungen eine Standortbestimmung zu machen und ich weiß, dass ich einiges ändern muss.“

„Aber wir lieben uns doch. Das ist doch Sinn genug. Du musst nichts ändern!“

Ich sah sie sprachlos an. „Das ist doch alles gelogen!“, blaffte sie mich an. „Ein einziges verlogenes Geschwätz! Unsere Beziehung war doch kein absurder Traum! Willst du mich für blöd verkaufen?“ Ich hätte es wissen müssen. Früher, zu Beginn unserer Beziehung, da hätte mein rhetorischer Ausweichversuch noch funktioniert und sie wäre nachdenklich geworden, aber mit ihrem neuen Selbstvertrauen war sie zu stark für einen so plumpen Trick. Jetzt war sie richtig wütend. Sie tobte. „Warum lügst du mich an? Was ist mit dir los? Du hast ja überhaupt keine ehrliche Empathie!“ Ich schob sie zur Türe hinaus und warf dieselbe ins Schloss. Dann war Ruhe. Ich lauschte noch ein paar Sekunden, bis ich ihre trampelnden Schritte im Treppenhaus hörte und mir klar war, dass ich Selina nun nie wieder sehen würde. Zwar hatte ich mich ungeschickt angestellt, ich hätte besser vorbereitet sein müssen, aber immerhin konnte ich ihr die Wahrheit über mein Studium verschweigen und letztendlich war es mir egal, was sie nun über mich dachte. In jedem Fall habe ich seitdem nichts mehr von ihr gehört.

Es ist doch eigenartig, wie man sich unter gewöhnlichen Umständen von einem Tag in den nächsten schleppt, wie das Leben ein unhinterfragter Fluss aus Zielen und deren Erreichen ist. Wie man lebt und niemals gezwungen wird, sich mit dem eigentlichen Grund, der Basis von all dem auseinanderzusetzen. Das dachte ich nun nach einer Woche, die ich überwiegend zu Hause verbracht hatte. Während meines Studiums war ich so beschäftigt gewesen, dass ich niemals bemerkte, wie zäh und grauenvoll das Leben eines erwachsenen Mannes doch eigentlich ist. Nun hatte sich mein Aktionsradius auf die paar Quadratmeter Fläche zwischen Bad, Bett und Küche eingeschränkt. Ich hatte die letzten fünf Tage die Wohnung nicht mehr verlassen, ich hatte keine Lust dazu. Meine Ernährung bestand zu siebzig Prozent aus Buchweizengrütze, einem äußerst nahrhaften und schmackhaften Fertiggericht, das ich ohne große Mühe selbst zubereitete. Ich dachte an meinen Nachbarn Xaver Weihersbach, wie er seit Wochen in seinem Appartement verharrte und auf die Erleuchtung wartete. So eine Dumpfbacke! Es gibt auf diesem Weg keine Erleuchtung zu finden, nur nervenzerfetzende Einsamkeit und ewige, quälende Langeweile.

Schließlich, ich glaube es war Freitag Abend, da hielt ich es nicht mehr aus und beschloss eine Runde spazieren zu gehen. Es war angenehm kühl draußen, aber doch warm genug, dass ich im dünnen Pullover nicht frieren musste. Die Laternen

der Stadt beleuchteten schon die Straßen. Ich kam bald in eine mir unbekannte Gegend. Auf den Gehwegen begegneten mir hin und wieder Menschen meines Alters oder jünger. Sie schienen alle auf einen Punkt hinzuströmen, den ich nicht kannte. Ich folgte ihrem Weg. Dann sah ich es: eine Menschenschlange in der Nacht, vor einem Gebäude. Einige Meter über dessen Eingang war ein weißer Lichtkegel angebracht. Er flackerte und rotierte und schweifte über die Gesichter der Wartenden. Wie ein riesiges Ensemble aus Statuen standen sie da, die Frauen in engen Röcken, die gerade bis ans untere Ende ihrer Arschbacken reichten, ihre Füße in langen Stiefeln mit hohen Absätzen, die verzweifelt „Fick mich“ riefen, die Männer in Hemd und Sakko, die Haare hell glänzend nach hinten gegelt. Sie alle würden da drin zu geschmacklos grellem Licht in allen Farben und dumpfen Musikbeats tanzen und sich betrinken. Ich stand vor einem der zahllosen Nachtclubs der Stadt und in mir wuchs die Verachtung für das Volk, das sich hier zusammenfand. Wenn die Leute ihre Lebenszeit schon sinnlos verschwenden mussten, warum konnten sie es nicht in Würde tun? Warum mussten sie sich in lächerlicher Aufmachung in lange Schlangen stellen um einige Stunden in einer Art Parallelwelt zu miserabler Musik dem Eskapismus zu frönen? Ich beobachtete diese Menge noch einige Minuten, wobei mich einmal ein kaum Achtzehnjähriger von hinten anrumpelte und etwas unverständliches in meine Richtung grölte. Das war der tiefste Punkt, sagte ich mir. Hier trifft sich die Unterschicht und da gehörst du nicht dazu. Du wirst nie dazu gehören. So tief kannst du gar nicht fallen, dass du dich hier zu Hause fühlst. Du bist so viel besser als dieser Pöbel, du hast so viel wertvolles Potential in dir, du kannst so viel mehr erreichen, als diese Menschen, du darfst nicht aufgeben. Für einen Moment flackerte in mir das alte Glücksgefühl der eigenen Erhabenheit wieder auf, das ich während der besseren Tage an der Universität oft verspürt hatte. Wenn nicht immer mal wieder für einige Momente dieses Gefühl in mir aufgeblitzt wäre, das mir zuraunte, dass ich es doch wieder irgendwie schaffen würde, ich wüsste nicht, wie es mir ergangen wäre. Dann ging ich weiter durch die Nacht, eine schwach beleuchtete Allee entlang und das Gefühl verflüchtigte sich wieder. Die Realität war und blieb grauenhaft und unausstehlich für mich. Der sichere Weg in eine mir gemäße Karriere war mir genommen. Gewissermaßen saß ich nun zwischen den Stühlen, denn ich gehörte zu keiner sozialen Schicht mehr, war keinem Milieu mehr richtig zugehörig. Offiziell war ich nun arbeitslos, aber das war ich nicht. Diesen Gedanken hatte ich noch nicht akzeptiert. Dass irgendwo in einer Kartei mein

Status kurzfristig einmal mit „arbeitslos“ eingetragen war, das mochte sein, aber ich war auf keinen Fall einer dieser Schmarotzer, die nichts zuwege bringen, sich durchfüttern lassen durch staatliche Alimente und das jahrelang. Niemals würde ich mich damit abfinden. Ich redete mir ein, dass ich nun einfach Zeit benötigte. Zeit, um den schweren Schlag zu verkraften, der mich beinahe ausgeknockt hatte. Im Moment war ich, soweit reichte meine Selbsteinsicht, an einem Punkt der Verleugnung. Ich hatte noch niemandem offen die Wahrheit gesagt und wusste auch nicht, wie ich das jemals zustande bringen sollte. Alle meine sozialen Kontakte hatten sich über meinen Status definiert und waren unter diesen Umständen nun vollkommen wertlos. Was ich weiter tun sollte, wusste ich nicht. Wie viele Menschen leben ihr Leben von Anfang bis Ende in geregelten Bahnen? Sie gehen in den Kindergarten, zur Schule, auf die Universität, zur Arbeit und dann kommen sie in Rente und sterben. Niemals müssen sie innehalten und sich fragen, was sie da eigentlich tun, denn sie wissen stets, dass sie das Richtige tun. Warum nur konnte ich nicht solch ein Leben führen? Warum verwehrte mir das Schicksal das Glück, das mir nach all meinen Anstrengungen fairerweise hätte zustehen müssen? Unter diesen Gedanken schlenderte ich nach Hause.

Überhaupt hatte ich ja nun viel Zeit nachzudenken. Ich nutzte sie häufig, indem ich mir einen Spaß daraus machte, mir all die Frauen, denen ich in meinem Leben so begegnet war, nackt vorzustellen. Die nackte Grundschullehrerin fand ich inzwischen sogar anziehend. Ich dachte natürlich auch manchmal an Selina. Einmal fragte ich mich für einen kurzen Moment, warum sie sich überhaupt in mich hatte verlieben können, aber das war ein Moment der Verzweiflung über den ich nicht mehr sagen will. Selina hatte mich geliebt, weil ich erfolgreich gewesen war und weil ich stark gewesen war.

Den Parteitag der Nachwuchsorganisation der Demokratischen Opportunisten versuchte ich zu ignorieren. Natürlich ließ ich mich dort nicht blicken. Wie hätte ich auch jemanden für mich einnehmen können, als arbeitsloser Verlierer. Vettenich, der mich eingeladen hatte, würde meine Abwesenheit gar nicht bemerken. Ich war nur ein Name auf einer langen Liste.

Einerseits war ich froh, dass ich an diesem Zirkus nicht teilnehmen musste. Die Demokratie, wie sie nun eben einmal funktionierte war ein unwürdiges Schauspiel.

Schon die jüngsten Nachwuchskräfte wurden in ein System eingespeist, dass die Entfaltung des Einzelnen erfolgreich unterdrückte zum Wohle einer parteiinternen Geschlossenheit, einem raffiniertem System, das sich selbst dauernd kontrollierte und wehe dem, der es ins Ungleichgewicht brachte! Dabei bemerkten die Politiker gar nicht, dass sie überhaupt keine Macht besaßen. Als sogenannte Volksvertreter durften sie die Meinungen anderer Leute wiederholen und so oft in Mikrofone sagen, bis sie inhaltlich gänzlich entwertet waren. Demokratie heißt Volksherrschaft, aber kein vernünftiger Mensch hat doch je geglaubt, dass in der Demokratie das Volk wirklich herrsche. Das Volk, ist in erster Linie eine große, dumpfe Masse, der insipide Pöbel, der so etwas wie einen eigenen Standpunkt doch überhaupt nicht besitzt. Vielmehr werden die Leute gelenkt von kurzfristigen Interessen, von ihrem sogenannten Empfinden für Gerechtigkeit schon weniger und am allerwenigsten von einem sauberen, strategischen Plan zum eigenen Wohl. Das aber verleugneten die Politiker schon immer oder sie spielten zumindest heuchlerisch mit bei diesem Spiel, das ihnen die eigene nur scheinbare, künstlich aufgeblasene Relevanz laufend versicherte. In Wahrheit wurden die Meinungen doch gemacht von einigen wenigen einflussreichen, mächtigen Männern, die sich noch nie etwas vom Volke haben vorschreiben lassen und stattdessen dem Volk vorschreiben, wie es zu handeln hat. So einer wäre ich geworden, wenn man mir nicht unverschämterweise den Weg abgeschnitten hätte: Einer der sich und anderen sagt, was sie zu denken haben und frei ist und Macht in Händen hält und herabblickt auf dieses Schauspiel der Demokratie, das die Menschen für dumm verkauft und sie zu nützlichen Vasallen macht. Wie lächerlich das war, dass neo-inglorunäische Lyrik für mich solche Auswirkungen haben konnte. Es war immer noch nicht zu fassen.

Andererseits bekräftigte meine Abwesenheit meine Isolation, in die ich nun immer weiter hineinzuschlittern drohte. Wieder verbrachte ich den Abend vor dem Fernseher. Im Lokalprogramm kam ein Bericht über den Parteitag. Vettenich war zum Vize-Vorsitzenden gewählt worden und man hatte ihm einen Blumenstrauß überreicht. Die Diskussion zum Thema „Der Opportunismus der Zukunft“ sei äußerst erfolgreich verlaufen und der kostenlose Kartoffelsalat habe den Hunger aller Besucher zufrieden stellend beseitigt. Man nehme den Rückenwind nun mit auf den großen Parteitag in wenigen Monaten, der sich dem aktuellen Stand des Opportunismus widmen werde und auf dem einige bedeutsame, richtungsweisende

Entscheidungen getroffen würden. Unter normalen Umständen, das gebe ich zu, hätte ich meine Analyse über den Zustand der Demokratie relativiert und hätte auf einer solchen Veranstaltung meinen eigenen Vorteil gesucht. Wenn man sich geschickt anstellt und die richtigen Leute kennen lernt, dann kann man selbst in der Politik etwas für sein persönliches Vorankommen tun. Ich zappte weiter.

Überhaupt verplemperte ich nun sehr viel Zeit vor dem Fernseher, einem eigentlich äußerst altmodischen Medium, das die Passivität des Rezipienten fördert. Einmal sah ich eine Diskussionsrunde mit Vertretern verschiedener Religionen, bei der Sigismund Hägele auch eingeladen war. Das war auch der Grund warum ich nicht sofort weiterzappte. Bislang kannte ich ihn ja nur aus Selinas Erzählungen. Religionen sind der letzte Humbug, da darf man sich nichts vormachen. In dieser Sendung also ging es um das Verhältnis der Religionen zueinander und es stellte sich heraus, dass alle Vertreter offenbar in einen Scheinfrieden aus oberflächlicher, gegenseitiger Toleranz eingewilligt hatten. Sigismund Hägele hatte einen eher schwächlichen Oberkörper und trug nur ein T-Shirt, während die Vertreter der Religionen ihre traditionelle Bekleidung gewählt hatten. Außer Hägele war noch ein Kartenleger eingeladen, der vorhersagte, dass es zu einem großen Religionskrieg kommen würde, schon in wenigen Jahren. Hägele griff diese Aussage auf und fügte ganz aufgeregt hinzu, er hätte allen Kirchen schon oft angeboten Kooperationen durchzuführen. In einer Zeit der spirituellen Unsicherheit könne das transzendentalpragmatische Joga nun wirklich ein verbindendes Element darstellen, das sich für nachhaltigen Frieden und spirituelle Heilung der Menschheit einsetzt. Die Vertreter der Religionen widersprachen ihm und stritten den Nutzen seiner Jogaschule ab, was ihn noch rasender machte. „Solange sie alle sich einer friedlichen Kooperation mit dem transzendentalpragmatischen Joga verweigern, sehe ich in unserer Gesellschaft keinen reinen Raum einer klaren und aufrichtigen, dauerhaften, milieuübergreifenden Harmonie. Wie ist das denn in ihren Klöstern, in ihren Kirchen? Wissen die Leute überhaupt, wie man transzendentalpragmatisch atmet? Nein? Wie sollen sie da dann ihren inneren Frieden finden? Was sie tun, ist, den Menschen ihr inneres Glück vorzuenthalten, das tun sie!“ Die Diskussion ging aufgeregt weiter. Der Vertreter einer der alten Religionen bezeichnete Sigismund Hägeles Bewegung als aggressive Sekte, was dieser nicht auf sich sitzen lassen wollte und so weiter. Für mich war die Schlussfolgerung aus all dem, dass es den

alten Religionen schlecht gehen musste, wenn sie sich schon auf solche Diskussionen einlassen mussten und dass Sigismund Hägele ein Spinner war, das hatte sich bestätigt.

Ich schaute auch jeden Tag die Fernsehnachrichten. Schon bald wurde es zu einem Ritual. Wie ein pawlowscher Reflex funktionierte die plötzliche Steigerung der eigenen Aufmerksamkeit auf den Signalton hin, der die Nachrichtensendung traditionell ankündigte. Jeden Tag gab es Neuigkeiten über Staatschefs, die sich die Hände reichten oder Naturkatastrophen oder wirtschaftliche Krisen. Einmal kam sogar ein Bericht über eine Demonstration in unserer Stadt, die die Abkehr vom Diktat des Wirtschaftswachstums forderte und sich für eine Verbesserung der Situation von Arbeitslosen einsetzte. Der Beitrag war so gegliedert, das im Zentrum der Beobachtung ein einzelner Demonstrant stand. Der kam mir aus irgendeinem Grund bekannt vor. Er hatte lange, fettig glänzende Haare und eine unrasierte Visage und wenn man ihn auf die Demonstration ansprach sagte er: „Die Leute werden halt einfach abgehängt und da sind wir halt mal total dagegen. Da muss man halt auch mal Alternativen suchen. Es kann halt mal einfach nicht mehr weitergehen, so. Und die großen Konzerne machen Gewinne und entlassen ihre Leute, das ist halt auch irgendwie das System, das so halt einfach nicht mehr weitergehen kann.“ Absolut unerträglich diese Aussagen. Der Bericht blieb mir aber in Erinnerung, weil mir der junge Demonstrant so bekannt vorgekommen war. Erst nach Tagen fiel es mir wieder ein. Er war einer der Besetzer am Philosophieinstitut gewesen, die mir damals den Zugang verweigert hatten als ich zur Vorlesung zur frühen Philosophie der Poknogokotten gehen wollte. Immer am Fleck, wenn es galt gegen etwas zu demonstrieren, aber selbst nicht in der Lage konstruktiv etwas aufzubauen. Das waren widerliche Subjekte.

Mein Interesse für die Fernsehnachrichten nahm mit zunehmender Dauer immer weiter ab. Es waren immer die gleichen Bilder und immer die gleiche Art von Ereignissen, die der Redaktion berichtenswert erschienen. Ich verlor die Lust, dem allem zu folgen. Die große weite Welt überforderte mich mit all ihren Eindrücken und es ist ja auch alles nicht meine Schuld, was da überall alles schief läuft.

In einer anderen Ausgabe der Gesprächsrunde, in der vormals Sigismund Hägele zu Gast gewesen war, ging es um den medizinischen Fortschritt. Ein sogenannter

Fitnesskönig kündigte an, dass der Mensch in Zukunft eine durchschnittliche Lebenserwartung von 94 Jahren erreichen könne, wenn er täglich zwei Stunden spazieren ginge, das Rauchen unterlasse und genug Fruchtsaft trinke. Das Highlight der Sendung aber war ein Forscher, der versprach, er wolle eine Pille entwickeln, die in den weiblichen Hormonhaushalt derart eingreifen solle, dass die Regelblutung für immer verschwinden soll. „Stellen sie sich das vor: Die Tamponindustrie wird noch große Augen machen. Wir starten eine Revolution. Niemand braucht die Periode, niemand braucht die Regelblutung. Wir schaffen das einfach ab. Das wird machbar sein und es erlöst das weibliche Geschlecht.“ Zu Gast war auch eine feministische Naturheilkundlerin, die sich gegen diese Innovation entschieden zur Wehr setzte. Das wäre unnatürlich und man dürfe die reinigende Funktion der Regelblutung nicht vergessen. Es handele sich doch um eine sinnvolle Einrichtung des weiblichen Körpers. Dass ein solcher Vorschlag von einem Mann komme, mache die Sache nicht besser. Der Moderator verwies darauf, dass der Fortschritt sich wohl nicht aufhalten lasse und begann eine kurze Abmoderation. Was interessierte mich die Regelblutung der Frau? Was sollte ich mit solch einem Thema anfangen? Ich beschloss, dass ich etwas tun müsste, um den Entertainmentwert in meinem Haushalt zu steigern. Ich würde in die große Videothek zwei Straßen weiter gehen und ich würde mir richtige Unterhaltung besorgen, gleich am nächsten Tag. Das beschloss ich.

Meinem Vorsatz folgend, besuchte ich am folgenden Tag die Videothek. Scheinbar kilometerlange Regale von Unterhaltungsmedien reihten sich aneinander. Ein niemals enden wollendes Angebot an Zerstreuung, ewige Glückseligkeit im Land der Fantasie. Ich fühlte mich noch etwas fremd hier. Früher hatte ich nie die Zeit gehabt oder die Notwendigkeit gekannt, mich so dem Entertainment zu widmen. Nachdem ich eine halbe Stunde die Regale entlanggeschlendert war und diesen oder jenen Film nachdenklich in Händen gewogen hatte, entdeckte ich einen Durchgang zur Erwachsenenabteilung. Ich zögerte einen Moment, ging dann aber doch hindurch. Ein neuer Raum mit weiteren langen Regalen tat sich vor mir auf. Ein Mitarbeiter sortierte gerade ein paar Filme richtig ein. Als er mich stehen sah, wandte er sich mir zu und wollte wissen, ob ich etwas bestimmtes suche. Ich verneinte und bat ihn dann aber doch, mir zu zeigen, was im Moment die beliebtesten Filme seien. Er führte mich vor das Regal mit den Top10 Filmen des Monats und ließ mich alleine. In Ruhe

sah ich das Angebot durch. Schließlich entschied ich mich für Platz Nummer 1. Ich wollte mir nur das Beste ansehen. Ich ging zur Theke der Ausleihe zurück und man übergab mir eine Schachtel mit einem Blu-Ray Medium. Auf dem Weg nach Hause freute ich mich schon, dass ich am Abend nun kein TV sehen musste, sondern meine ereignislose Zeit mit einem echten Spitzenfilm zubringen könnte.

Der Film hieß „Eighteen year old teenage virgin cheerleaders butt fucked hard Vol.17“. Auf dem Cover war eine charmante junge Frau abgebildet. Offensichtlich war sie der Star des Films. Ihr Name lautete „Diana Überbitch“, wobei es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen Künstlernamen handeln musste. Ich behielt die Blu-Ray Scheibe fast eine ganze Woche lang und schaute den Film fast jeden Abend an. Diana Überbitch hatte einen sehr schönen Körper, fast makellos, ich stellte ihn mir warm und weich vor, ihre Lippen waren voll und sinnlich, ihre Augen unbekümmert und groß, ebenso wie ihre Brüste, die wunderbar wippten, wenn sie in Aktion war. Ich onanierte sicher mindestens fünfzehn Mal während ich diesen Film sah. Diana Überbitch hatte ihren Weg in mein Herz und in meine Träume gefunden. Bilder von ihr sickerten in meine Vorstellungswelt und häufig tauchten sie vor meinem inneren Auge auf.

Manchmal, wenn der Film zu Ende war, überkam mich ein eigenartiges Schuldgefühl. Ein schlechtes Gewissen und für einen Moment fühlte ich mich schäbig bei meinem Tun, aber das verging schnell wieder.

Ich drohte zu versumpfen. Ich war verletzt durch meine Niederlage, diese bodenlose Frechheit, diese zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit und bislang war es mir nicht gelungen, wieder Halt zu finden, einen festen Stand, von dem aus ich einen Weg aus meiner äußerst bemitleidenswerten Situation hätte finden können. Den Kontakt mit meinen Eltern hielt ich in dieser Zeit wie immer mehr schlecht als recht aufrecht. Hin und wieder, wenn sie mich anriefen, ging ich ans Telefon und log ihnen vor, wie gut mein Praktikum bei „Bushcraft und Hüderberg“ lief, wie viel ich schon gelernt habe und wie viele Leute ich schon getroffen habe. Auch die Trennung von Selina verschwieg ich. Ich wollte nicht, dass sie ein Gefühl dafür bekamen, wie es mir wirklich ging. Ich empfand nun Scham, ich war ein stigmatisierter Verlierer, noch unter dem Niveau meiner mittelmäßigen, stumpfsinnigen Eltern. Das war schwer zu ertragen.

Als ich „Eighteen year old teenage virgin cheerleaders butt fucked hard Vol.17“ gerade zurückgebracht hatte und stattdessen „Big Boob Beach Babe Blowjob Vol.12“ entliehen hatte und voller Vorfreude auf neue Bilder von Diana Überbitch die Treppe hinaufging, saß da mein Nachbar Xaver Weiherbach. Er blickte gedankenverloren an mir vorbei, in seinen Händen ein Stück Papier, das er in kleine Fetzen riss. Ich war schon fast an ihm vorbei, als er mich wahrnahm und grüßte. Ich musste nun zurückgrüßen und löste damit in ihm einen wahren Redeschwall aus.

„Sie werden sich sicher wundern mich hier draußen auf der Treppe zu sehen, in aller Öffentlichkeit, wo Menschen an mir vorübergehen und ich mit ihnen interagieren kann. Ja, ich war vorher sogar schon eine Runde im Park spazieren, habe das Haus verlassen. Und das, wo ich sie doch eingeweiht habe in meinen Plan, auf den Pfaden Gregor Dekrincolurs zu wandeln. Fünf Wochen habe ich es durchgehalten! Fünf Wochen lang habe ich in tiefer Kontemplation meinen Wasserhahn betrachtet, meinen Dielenboden untersucht und meine Raufasertapete analysiert und was ist das Ergebnis? NICHTS! Es hat mir alles nichts gebracht. Keine einzige, neue Inspiration hat sich eingestellt. Zuerst habe ich an mir selbst gezweifelt. Möglicherweise, so dachte ich, möglicherweise bin ich noch nicht reif für diesen Prozess. Möglicherweise habe ich in meinem Leben noch nicht genug gelitten. Das sagt Gregor Dekrincolur auf Seite 4 seines Interviews im internationalen Kunstmagazin, das mit dem Leid. Er sagt, ein wahrer Künstler müsse knietief oder am besten bis zum Scheitel sich in ein Meer aus Leid werfen, um zu spüren, was es überhaupt heiße, am Leben zu sein. Das leuchtet mir vollkommen ein. Als nach drei Wochen keine Inspiration kam, habe ich mir mit einem Hammer auf den rechten Daumen geschlagen, bis der Nagel dunkelblau blutunterlaufen war. Ich sage Ihnen, ich habe sehr gelitten. Als die Inspiration weiterhin ausblieb, tat ich das Gleiche noch mit dem linken Daumen. Auch das half nichts. Meine Daumen schmerzen jetzt noch. Mittlerweile glaube ich, dass Dekrincolurs Methode einfach zu speziell ist. Mir ist schließlich völlig klar, dass in mir ein Genie wartet, wartet, auf seinen großen Durchbruch, wartet sich auszudrücken und die Welt zu verwandeln in ein Fest aus Licht, Farben, Wärme, Schönheit, ja die ganze Welt in ein Kunstwerk zu verwandeln. Das muss das Ziel sein. Dekrincolurs Methode hat für ihn vielleicht tatsächlich funktioniert, aber ich, ich muss einen eigenen Weg finden, verstehen Sie das? Es ist

Unfug, großen Vorbildern nachzueifern. Jedes Genie muss seinen eigenen Weg finden. Das habe ich nun verstanden.“

„Glückwunsch!“ sagte ich. „Sie werden ihren Weg schon finden.“

„Was mir fehlt ist eine Vision. Eine große Vision, die ich konkret fruchtbar machen kann.“

Ich ließ ihn sitzen und zog mich mit meiner neuen Freundin Diana Überbitch zurück in meine Wohnung.

Wenn ich in dieser Zeit morgens erwachte, dann kam es nicht selten vor, dass ich zutiefst unzufrieden war mit meinem Schicksal und es verfluchte, denn als ich am Tag zuvor zu Bett gegangen war, hatte ich mir fast immer gewünscht, ich möge doch über Nacht sanft entschlafen, damit meinem traurigen Zustand ein Ende gesetzt sei. Doch derartiges Hadern mit den Gegebenheiten kam zwar häufig vor bestimmte aber noch lange nicht ausnahmslos all mein Tun. Einmal beispielsweise, es war am Monatsende und ich hatte festgestellt, dass ich noch Geld übrig hatte, da ich mich sehr sparsam ernährt hatte die ganzen Tage über, da beschloss ich, ich müsse das Geld einsetzen, um mir endlich einmal wieder für einige Zeit das Gefühl zu verschaffen, ich gehöre zu den besseren Kreisen dieser Gesellschaft. Ich reservierte also einen Tisch im besten Restaurant der Stadt. Ich musste drei Tage warten, bis ich einen Platz bekam, aber das war es mir wert. Ich zog meinen neuesten Anzug an und ging am Tag vorher extra noch zum Friseur. Mein Tisch war gut, sehr zentral, in der Mitte des Restaurants. Ich hatte einen guten Rundumblick auf die übrigen Gäste und ich spürte schon als ich mich setzte, das ich gesehen wurde. Eine junge Frau saß mit einem älteren Mann an einem Tisch nur wenige Meter entfernt und als sie bemerkte, dass ich alleine speisen wollte, sah sie wiederholt zu mir herüber und war bemüht Blickkontakt herzustellen. Ich durchschaute dieses plumpe Manöver und ignorierte sie, auch wenn mir gefiel, wie sie meine Aufmerksamkeit suchte. Ich bestellte nach und nach einen Aperitif, Vorspeise, Suppe, Salat, ein Menü aus mehreren kleinen Hauptspeisen, Dessert und hinterher noch einen Espresso und einen besonderen Schnaps, für den dieses Restaurant bekannt war. Es war mir im Grunde genommen egal, was ich zu essen bekam. Das Wichtigste war, an diesem Ort zu sein, an dem sich Menschen aufhielten, die es sich leisten konnten, hier zu sein, die etwas vorstellten und denen die Welt gehörte. So dachte ich, während ich in meinem etwas faden Salat herumstocherte. Ich tat alles um meinen Aufenthalt zu

verlängern, ließ die Gabel fallen und mir eine neue bringen, bestellte die Beilage nach, nur um sie dann fast vollständig übrig zu lassen und ich aß mein Dessert langsam und in winzig kleinen Häppchen. Nach einer guten Stunde blühte ich auf und fühlte mich wohl. Ich bestellte noch Wein und trank und aß und ignorierte jedes Sättigungsgefühl und jede Hemmschwelle, die ich beim Alkoholkonsum für gewöhnlich streng beachtete. Ich war frei und zwar deshalb, weil ich es mir leisten konnte und es war ein herrliches Gefühl. Als ich das Restaurant nach fast drei Stunden wieder verließ war ich etwas angetrunken, völlig mittellos und so satt wie selten zuvor in meinem Leben. Zum Abschied hatte ich einigen Herrschaften an den Nachbartischen zugewinkt, so als würde ich zu ihnen gehören, so als würden wir uns kennen und ja sowieso bald wiedersehen. Und dann begann die allmähliche Rückkehr in die Wirklichkeit. Ich hatte kein Geld, um mit dem Taxi nach Hause zu fahren und musste öffentliche Verkehrsmittel benutzen, ich wohnte nach wie vor nicht in einer barocken Villa oder einem hippen Bungalow in einem der teuren Viertel, sondern in einer kleinen Wohnung in einem zutiefst bürgerlichen Bezirk der Stadt. Und dort wartete auch nicht meine wunderschöne Ehefrau auf mich, sondern meine reichlich ärmliche Einrichtung, die mich kalt und ohne Gnade zurück auf den Boden der Tatsachen zu ziehen drohte.

In den folgenden Tagen entwickelte ich eine neue Strategie um meiner Situation zu entkommen. Die Idee kam mir, als ich mich in einem Kaufhaus wieder fand und ich die Parfümabteilung im Erdgeschoss durchquerte. Natürlich musste ich sehr vorsichtig sein und durfte mich auf keinen Fall erwischen lassen, aber das war bald schon mehr Anreiz denn Bedrohung. Ich begann Düfte zu stehlen. Fast jeden Tag führte mich mein Weg nun ins Kaufhaus, wo ich zunächst durch die langen Regale und Auslagen schritt und meinen Blick schweifen ließ. Dann entschied ich mich für ein Produkt und ließ es unauffällig in meine Manteltasche gleiten, verbarg es in meinem Regenschirm oder ließ es in einer vollen Einkaufstüte verschwinden. Das erste Parfüm, das ich erbeutete, hieß „Bandit“ und war noch bei weitem nicht das Teuerste. Es duftete aber angenehm nach Maiglöckchen. Zuhause verteilte ich den jeweils neuen Duft in der ganzen Wohnung und dann setzte ich mich mit geschlossenen Augen in die Mitte meines Zimmers und inhalierte tief. Es funktionierte fabelhaft. Ich vergaß dabei völlig, dass ich ein armer, gescheiterter, mittelloser Tropf war und in meinem Geist zogen Bilder aus einer besseren Welt an mir vorüber. Für Stunden konnte ich so der Welt entfliehen und jeden Tag gab es

einen neuen Duft. Die zahlreichen, formschönen Fläschchen reihte ich auf dem Boden nacheinander auf. Wenn ich zurückdenke, dann spüre ich das Aroma der Nachthyazinthe in meiner Nase. Selina hatte nie derart angenehm geduftet. Zu meiner Freude über die Flucht aus der Realität gesellte sich zudem eine süße Mischung aus Reue, Schuldgefühlen und dem Genuss der eigenen gerissenen Böswilligkeit im Angesicht der gelungenen Diebstähle. Jemand wie ich würde immer einen Weg finden, jemand wie mich kann man nicht aufhalten. Jedenfalls glaubte ich das, wenn ich betört von den mannigfaltigen Aromen vor mich hinträumte. Meine Situation wurde unterdessen natürlich keinen Deut besser.

Es war an einem Donnerstagmorgen, als mich der Anruf erreichte. Ein Herr vom Arbeitsamt meldete sich bei mir. Ich sei nun seit über einem Monat arbeitslos, ein Zustand, den der Staat nicht tolerieren könne. Er zitierte aus einer Studie, wonach Menschen ohne Arbeit circa 1,78 mal so suizidgefährdet seien, wie Menschen, die eine feste Arbeitsstelle hatten. Es gebe daher nun seit einigen Monaten eine Initiative der Ökologisch-Marxistischen Multikulturalismus-Partei, die die derzeit stärkste Fraktion im Parlament stellte und auch an der Regierung beteiligt war, wonach Arbeitslose durch ein staatliches Arbeitsprogramm wieder in Arbeitsabläufe integriert werden sollten, damit sie sich wieder als wertvollen Teil der Gesellschaft sehen konnten. Außerdem würde so die Arbeitslosenstatistik verbessert.

Ich sagte, ich würde mich weigern an einem solchen Programm teilzunehmen, von Suizidgefährdung könne man bei mir nicht sprechen und meine sogenannte Arbeitslosigkeit wäre eine kurzfristige Angelegenheit, die schon bald aus der Welt geschafft wäre.

Der Mitarbeiter des Amtes beharrte hingegen auf der rechtlichen Position. Demnach wäre ich verpflichtet am Programm teilzunehmen, solange ich nicht nachweisen könne, dass ich andersweitig eine Arbeits- oder Ausbildungsstelle angenommen hätte. Noch könne ich wählen zwischen einer eher geistigen und einer eher körperlichen Tätigkeit, meine Verpflichtung beginne mit dem kommenden Montag und ich solle mich am frühen Morgen um 8 Uhr beim Amt einfinden, wo man mir alles weitere erklären würde. Wenn ich keine Präferenz angeben würde, dann würde man mir die verfügbare Arbeit zwangszuteilen. Mir war sofort klar, dass ich dieses Programm boykottieren würde. Diese widerliche links-faschistische Regierung und ihre ekelhaften Vorschläge würden mich nicht meiner Würde berauben und mich

dazu zwingen in einem Arbeitsbeschaffungsprogramm zu arbeiten. Unter keinen Umständen.

Ich war mir meiner Lage einfach nicht hinreichend bewusst. Ich leugnete die triste Realität. Der Anruf vom Amt mit der Aufforderung zur Teilnahme an einem Arbeitsbeschaffungsprogramm war ein Warnschuss, den ich hätte ernster nehmen müssen. Stattdessen aß ich auch am kommenden Wochenende weiterhin jeden Tag meinen Teller Buchweizengrütze und träumte mich mit den Duftstoffen und Aromen der gestohlenen Parfüms in eine bessere Welt. Als dann am Montag um kurz nach zehn Uhr am Vormittag zwei Polizeibeamte vor meiner Türe standen, um mich abzuholen, war ich ehrlich überrascht. Sie sagten, ich habe die Vorladung zum Arbeitsamt missachtet und sie würden mich daher nun dorthin eskortieren, damit alles seine Richtigkeit habe und ich, wie es das Gesetz vorschreibt, am Arbeitsprogramm teilnehmen könne.

Auf dem Amt angekommen wurde ich gleich einer freien Stelle zugeteilt. Man brachte mich in eine große Lagerhalle, die mit Zwischenwänden in kleinere Segmente unterteilt war. In einem dieser Segmente sollte mein Einsatzgebiet sein. Ich müsse nicht alleine arbeiten, denn man habe herausgefunden, dass das Arbeitsklima sich verbessere, wenn die soziale Komponente eine Rolle spiele. Mein zugeteilter Arbeitspartner hieß José und er würde mir zeigen, was ich zu tun habe, sagte der Beamte, der mich hierher gebracht hatte und nun verschwand. Ich sah mich um. Die dünnen Zwischenwände trennten eine Fläche von etwa zehn Metern mal der Breite der Lagerhalle ab. An der einen massiven Wand der Lagerhalle befanden sich viele hundert, nein tausende Backsteine, fein säuberlich gestapelt. José erklärte mir, wir müssten bis zum Freitagabend diese sämtlichen Backsteine abräumen und in gleicher Weise an der gegenüberliegenden Wand wieder aufschichten. Das sei in diesem Zeitrahmen locker zu schaffen. Er mache das nun seit zwei Monaten und man müsse darauf achten, dass man nicht zu schnell und nicht zu langsam arbeite, damit man die vorgegebene Zeitspanne nicht grob missachte. Ich wollte wissen, wozu das gut sein solle, wozu ich all diese Backsteine umschichten solle. José erklärte, dass in der kommenden Woche ein neuer Arbeitstrupp unser Segment zugeteilt bekäme und zwar mit der Aufgabe die Steine wieder zurückzubringen an die Wand, an der sie jetzt fein säuberlich aufgeschichtet lagen. Ich wurde schier

wahnsinnig. Ob er denn nicht einsehe, wie sinnlos unsere Arbeit dann wäre. Warum könnten wir denn nicht gleich die Steine an Ort und Stelle lassen und nach Hause gehen? Aber dann könnte das nachfolgende Team seine Aufgabe nicht lösen, meinte er. Sie hingen von unserer zuverlässigen Arbeit ab. Das sei ja ein Kreislauf der Sinnlosigkeit, mäkelte ich weiter, aber José begann schon damit, die ersten Backsteine abzubauen. Offenbar machte ihm die Arbeit wirklich Freude. Er wuchtete Stein um Stein hin und her und obwohl wir keinerlei Hilfsmittel besaßen (eine Schubkarre wäre beispielsweise von großem Nutzen gewesen) beschwerte er sich nicht über die Arbeit. Wie in jedem Betrieb üblich gab es Pausen zu festgelegten Zeiten und in einer solchen Unterbrechung kamen wir näher ins Gespräch. José erzählte, man habe ihn zunächst in die Gruppe für eher geistige Arbeit gesteckt. Da habe er an einem Computer Zahlenkolonnen in Tabellen eintragen und einfache Rechenoperationen damit durchführen müssen. Das sei zwar körperlich nicht so anstrengend gewesen, wenn man von gelegentlichen Rückenschmerzen einmal absehen würde, aber es habe ihm bei weitem nicht die Befriedigung verschafft wie diese Arbeit, die wir nun ausführten. Hier könne man Stein für Stein einen Fortschritt sehen und so wisse man immer, wofür man sich anstrengt und das sei ein gutes Gefühl. Bevor er zum Arbeitsprogramm gekommen war, war er seit drei Monaten arbeitslos gewesen und durch das Programm habe er neues Selbstbewusstsein gewonnen und er könne sich vorstellen noch lange hier zu bleiben, falls er keine Stelle auf dem regulären Arbeitsmarkt finden könne. Selbstverständlich habe er da schon lange gesucht, aber bislang eben erfolglos. Er lobte die Regierung für das neue Programm und erwartete von mir Zustimmung zu seiner positiven Sicht der Dinge. Ich erklärte, ich habe mich noch nicht um eine Stelle gekümmert und sei nach nur einem Monat gegen meinen Willen zur Teilnahme am Programm gezwungen worden. Weiterhin hielt ich diese Arbeit für sinnlos und unwürdig und wolle ihr nicht weiter nachgehen.

„Dann musst du dir eben einen anderen Job suchen“, sagte José. Und in diesem Moment realisierte ich wieder die Beschissenheit meiner Lage. Meine akademische Karriere war endgültig beendet und ohne Studienabschluss musste ich mich nun auf dem freien Arbeitsmarkt um eine Stelle bemühen. Wie eine Nutte auf dem Straßenstrich, ohne jede Macht, anderen zu Diensten sein. Und diese Situation wäre dann sogar eine Verbesserung des gegenwärtigen Zustandes, wo ich praktisch ohne Lohn körperliche Arbeit verrichten musste, die keinerlei Sinn besaß.

Bis zum Mittwoch ging ich dieser Arbeit nach, immer diesen hirnerkrankten José vor Augen, wie er freudestrahlend einen Backstein nach dem anderen spaziertrug. Er war geboren um zu dienen. Solche Menschen würden niemals ihre eigenen Herren werden. Sie konnten sich durchaus nicht vorstellen selbstverantwortlich zu leben. Sie benötigten die Struktur, die ihnen vorgab, wie sie leben sollten. Was hatte ich hier verloren?

Am Mittwochabend dann rief meine Mutter an. Mit gebrochener Stimme sagte sie, dass ihr Vater, mein Großvater, Opa Gisbert, plötzlich verstorben sei. Ich heuchelte Anteilnahme und Traurigkeit freute mich innerlich aber über die Nachricht. Zum einen war es gut, dass der alte Mann endlich weg war und zum anderen würde ich nun eine gute Ausrede vorbringen können, um nicht zum Arbeitsprogramm gehen zu müssen. Am Freitag sollte die Beerdigung stattfinden, meinte meine Mutter noch. Ich sollte so schnell wie möglich zu ihnen fahren, denn die Familie müsse in der Stunde des Verlusts zusammenstehen. Ich sagte, ich würde sofort bei „Bushcraft und Hüderberg“ bescheid geben und ich könne da mit Verständnis rechnen. Es handele sich schließlich um einen sehr engen Familienangehörigen, der da verstorben war. Tatsächlich gab man mir beim Arbeitsamt den Rest der Woche ohne Umschweife frei und noch am Donnerstagabend kam ich zu Hause an. Mein Vater holte mich am Bahnhof ab. Er machte einen sehr gefassten Eindruck. Ich hatte schon immer den Eindruck, dass er meinen Großvater nicht besonders gemocht hatte. Meine Mutter dagegen fiel mir tränenüberströmt um den Hals und drückte sich fest an mich. Es war furchtbar. Gerade so, als ob durch den Tod des ohnehin schon äußerst debilen, alten Herrn nun unsere Beziehung wieder enger werden müsse, als ob die Tatsache, dass wir Mutter und Sohn waren in diesem Augenblick nun automatisch bedeutete, dass wir uns ebenfalls nah sein müssten. Ich ließ es über mich ergehen. Als meine Mutter sich wieder gefasst hatte, sprach sie von den anderen Dingen, die sie beschäftigten. Ihre neuen Knollenbegonien seien vom Lausbefall betroffen. Das sei ärgerlich und ein großes Problem. Außerdem sei die Dunstabzugshaube in der Küche defekt. Sie würde laufend komische Geräusche von sich geben und ihren Dienst nicht mehr ordentlich verrichten. Hinzu komme, dass sie in letzter Zeit häufig an Bauchschmerzen leide und nicht wisse, woher das käme. Daher würde sie sich Sorgen um ihre Gesundheit machen, sie wäre ja auch nicht mehr die Jüngste.

Sie hatte sich die Haare dunkelbraun gefärbt. Ich war der Meinung, dass das eine ganz fatale Wirkung hatte und sie aussehen ließ wie eine verzweifelte Frau in den Wechseljahren, die gerne jünger wäre. Natürlich lobte ich diesen Schritt dennoch und meine Mutter erklärte, dass sie sich nun schon seit fast zehn Jahren die Haare gefärbt habe und dass sie nun einmal an einen Punkt gelangt sei, an dem sie etwas ändern wollen. Immer die gleiche Farbe, ewig der gleiche Trott, das sei ja auch furchtbar langweilig und da habe sie sich für das ein wenig flippige Dunkelbraun mit Glanzeffekt entschieden. Sie sei sehr zufrieden gewesen mit ihrer Entscheidung und die Nachbarin habe ihr auch ein angenehmes Kompliment zu ihrer neuen Haarfarbe gemacht, was ihr persönlich sehr wichtig gewesen war. Damit war sie alles, was sie gegenwärtig beschäftigte, losgeworden und sie kehrte zum eigentlichen Grund meines Besuches zurück. Sie sprach lange von der richtigen Todesanzeige, die sie in der Zeitung schalten würden. Sie hätten gründlich nachgedacht und sich für einen sehr besinnlichen, tiefgründigen Spruch entschieden, der die Trauerbekundung passend untermalen sollte. Den Sarg hätten sie auch ausgewählt. Etwas teurer, aber dafür auch aus schwerem, dunklem, äußerst hochwertigem Holz. Als ob das irgend einen Unterschied machte. Sie wollte wissen, was ich denn für Erinnerungen mit meinem Opa verknüpfe und mir fiel eigentlich nichts Positives ein. Ich war fest davon überzeugt, dass dieser Mensch und jedes Bild von ihm in wenigen Jahren vollkommen verschwunden sein würden und nichts und niemand mehr irgend eine Erinnerung wach halten würde. Aber das war nun einmal der Lauf der Dinge und er hatte ja auch relativ lange durchgehalten. Ich log und erzählte eine frei erfundene Geschichte aus meiner Kindheit wonach Opa mit mir einmal Fahrradfahren war und das reichte aus, um meine Mutter erneut zu Tränen zu rühren.

Mein Vater erkundigte sich bei mir nach dem Fortgang meines Praktikums „bei dieser Unternehmensberatung“ und ich erzählte von dem ungemein tiefen Einblick in effektive Arbeitsabläufe, effiziente Prozessstrukturen und dynamisches Teamwork auf höchstem Niveau. Auch wenn er nichts davon verstand, machte es ihn irgendwie doch stolz, mich so reden zu hören. Zumindest glaubte ich das, denn er sah ganz zufrieden aus. Selina gehe es gut, erzählte ich weiter. Sie wäre gerne auch zur Beerdigung erschienen, aber sie habe dieses Wochenende einen Mathematikerkongress, an dem sie unbedingt teilnehmen wollen, weil es unter

anderem um die Schönheit von Kuboktaedern gehe. Mein Vater zeigte Verständnis für diese Entscheidung.

Die Beerdigung selbst war ein tristes Erlebnis. Ein paar alte Weggefährten, die letzten, die noch verblieben waren, waren gekommen, dazu die weitere Verwandtschaft, ein paar Tanten, mein Onkel, Cousins und die Cousine. Ein Pfarrer hielt eine Trauerrede, die klang, als habe er sie aus dem Internet abgeschrieben und dann sangen wir alle zusammen ein paar alte Kirchenlieder, was sich ganz schrecklich, fast schon kakophonisch anhörte.

Das war alles, was am Ende übrig blieb. So würde es mit mir auch enden, wenn ich nicht schleunigst einen Weg fände, der mich zurück auf die Karriereleiter führen würde. Meine Eltern standen lange vor dem Sarg, mein Vater hielt meine Mutter am Arm, sie heulte pausenlos, was ein beschämender Anblick für mich war. Sie waren so blöd und so hohl und bald schon würden auch sie sich in einem hochwertigen Sarg in dunklem Holz in ihr Grab hinablassen und damit wären sie dann äußerst zufrieden. Ich wollte am liebsten noch am Freitagabend abreisen, aber meine Mutter bestand darauf, dass ich auch noch das Wochenende mit ihnen verbringen müsse. Das wäre jetzt ganz wichtig. Ich gab klein bei. Eine Entscheidung, die ich sofort bereute und für die ich mich hasste.

Am Freitagabend sahen wir zu dritt fern. Mehrere Fernsehkrimis, mit zerfetzten Leichen und schlaun Kommissaren. Das beruhigte meine Mutter sehr. Sie begann von meinem alten Freund Lennart zu erzählen. Er wohne nur zwei Straßen weiter. Ob ich nicht Lust habe, ihn einmal zu besuchen. Er würde sich sicher freuen. Natürlich wollte ich das nicht und ich sagte, ich würde darüber nachdenken. Wir gingen alle früh zu Bett. Meine Mutter, weil sie der Tag doch sehr angestrengt hatte, mein Vater, weil er seine Ruhe haben wollte und ich, weil ich einen Grund haben wollte, nicht mehr mit meinen Eltern in einem Raum sitzen zu müssen.

Am Samstag frühstückten wir gemeinsam. Ich redete mit meinem Vater aus Höflichkeit über seine Situation. Er sagte, er bekomme nun schon kaum mehr Arbeit zugewiesen, weil allgemein bekannt sei, dass er schon bald in Rente gehe. Es seien nun nur noch gute fünfzig, sechzig Arbeitstage und manche seiner Kollegen wären schon neidisch auf ihn.

Ich sah auch darin nur ein weiteres Anzeichen des Verfalls. Das Arbeitsleben geht zu Ende und was bleibt ist sogenannte Freizeit, die Hölle auf Erden. Und wenn man zurückblickt auf sein Arbeitsleben, dann war man all die ganze Zeit ein bedeutungsloses Rad im Getriebe und ohne größere Schwierigkeiten wurde der eigene Wegfall kompensiert. So ging es den meisten Menschen, die im Alter meines Vaters waren. Ich wusste, dass ich so nicht enden wollte. Ich musste mich gegen den Verfall stemmen. Ich musste eine Stelle finden, bei der ich gut verdienen und möglichst eigenverantwortlich und frei arbeiten könnte. Das setzte ich mir zum unmittelbaren Ziel, denn zurück ins Arbeitsprogramm wollte ich unter keinen Umständen. Nach dem Frühstück sagte ich, ich wolle an die frische Luft, einen kleinen Spaziergang machen. Zuerst wollte meine Mutter mitkommen, aber ich bestand darauf, dass ich Zeit für mich alleine brauchte und das verstand sie dann auch, als ich einen traurigen Gesichtsausdruck dazu aufgesetzt hatte. Ich ging den Weg hinaus aus dem Ort, durch Wiesen und Felder, am Waldesrand entlang. Dabei versuchte ich die Umwelt möglichst auszublenden und meine Wahrnehmung nach innen zu richten, denn alles hier erinnerte mich an meine Kindheit, die ich zurücklassen wollte und mit der ich abgeschlossen hatte. Es gelang mir relativ gut. Ich dachte nicht an frühere Tage und es gelang mir auch, meine jetzige Situation positiver zu sehen. Wenn ich nur schon wieder in der Stadt wäre und einen Job hätte.

Doch dann auf dem Heimweg, ich war gute zwei Stunden lang gegangen, zwei Straßen vor unserem zu Hause begegnete ich Lennart. Zuerst erkannte ich ihn nicht und auch er war sich unsicher. Dennoch grüßte er mich und als er mich erkannte, war es für jede Ausflucht zu spät. Er lud mich zu sich ein, auf einen Kaffee und ich konnte nicht nein sagen.

Lennart war fast meine ganze Kindheit und Jugendzeit hindurch mein bester und praktisch auch einziger Freund gewesen. Schon im Kindergarten waren wir in derselben Gruppe gewesen. Aber schon in der Grundschule wurden unsere unterschiedlichen Interessen deutlich. Ich interessierte mich damals eine zeitlang für das Schachspielen und für das Saxophon, er wollte laufend nur Tischtennis spielen. Dennoch blieben wir einander lose verbunden. Als ich nun in sein Gesicht blickte, kamen entgegen meinem Willen viele Momente meiner Kindheit zurück in mein Bewusstsein. Es war grauenhaft. Ich sah Mitschüler vor mir, die ich fast ausnahmslos

gehasst hatte, Lehrer, die von jeher inkompetent waren, Momente der Demütigung, etwa als Lennart und ich einmal auf dem Schulweg ausgeraubt worden waren von Kindern aus einem älteren Jahrgang und so weiter. Jede Kindheit enthält hunderte solcher grässlicher Erinnerungen und nun waren sie für einen Augenblick alle wieder präsent. Natürlich ließ ich mir nichts anmerken und machte ein wenig Konversation mit Lennart. Ich wusste ja schon, dass er sein Studium abgeschlossen und geheiratet hatte. Er stellte mir auch seine Frau vor. Sie kam mir gleich bekannt vor. Es war Emmy aus der ehemaligen Parallelklasse. Wie sie nun mit ihrem von der Schwangerschaft gewölbten Bauch dastand, konnte man trotzdem noch ihre zu breiten Hüften und ihren zu kleinen Busen sehen und ihr Gesicht trug immer noch dieselben kindischen Züge. Sie stellte uns eine Kanne Kaffee auf den Tisch und ließ uns dann ein wenig allein, weil wir uns ja bestimmt viel zu erzählen hätten. Lennart sagte, er sei glücklich. Er habe nun alles in seinem Leben erreicht, was er sich immer erträumt hatte. Ein eigenes Haus, eine Frau und schon bald ein Kind dazu. Ich erinnerte mich daran, wie er während unserer gemeinsamen Zeit auf dem Gymnasium schon scharf auf Emmy gewesen war. Er hatte es mir gegenüber nur einmal erwähnt, aber dieser Moment hatte sich in meiner Erinnerung festgesetzt, es war ein seltener Moment der Wahrheit zwischen uns gewesen. Er hatte gesagt, dass er Emmy liebe und er hatte mich gefragt, was er tun solle. Ich hatte ihm geantwortet, dass das vorbei ginge und dass er auf was besseres warten solle. Danach hat er nie wieder mit mir darüber gesprochen. Jetzt nun erzählte er mir die ganze Geschichte. Nach dem Schulabschluss habe er herausbekommen, wo Emmy studieren wollte und er habe sich auch dorthin beworben. Sie seien auch beide genommen worden und seine Hoffnung hatte sich erfüllt. An einem neuen Ort waren sie sich nun noch einmal neu begegnet und schon bald waren sie ein Paar gewesen. Er sei von Beginn an fest entschlossen gewesen, Emmy zu heiraten, seit der unteren Mittelstufe, um genau zu sein und diesen Vorsatz habe er nun in die Tat umgesetzt. Er fühle sich damit nun, als habe er den großen Preis gewonnen und von nun an würde das übrige Leben fast von ganz allein gelingen. Wie wichtig die Liebe und Erfolg darin doch für unser ganzes Geschick sei, meinte er. Ich dachte zurück an Selina und dann an Helene. Fast wurde ich ein wenig melancholisch bei dem Gedanken, dass Helene sich nun von irgendwem anderen bumsen ließ. Lennart war das, was viele Menschen als Romantiker bezeichnen. Ein Spießler, der sich seine Verliebtheit zu einem Absolutum zusammenspinnt und dann darauf beharrt. Ich wollte von ihm

wissen, wie er sich eingelebt habe, damit die Konversation nicht ins Stocken geriet. Er meinte, er denke darüber nach in den Kleintierzüchterverein einzutreten und eventuell wolle er schon bald für den Gemeinderat kandidieren. Die Gemeinde habe ihn wieder sehr positiv aufgenommen und sie fühlten sich sehr wohl hier.

Es war ein armseliges Bild, das er bei mir hinterließ. Es war genauso schlimm wie ich es mir ausgemalt hatte. Er war glücklich und zufrieden mit dem Dasein, das er führte, jeden Ehrgeiz hatte er verloren. Stillstand so weit das Auge reichte. Von der neuen Einbauküche bis hin zum frisch verlegten Parkettboden und dem Teppich vorne am Eingang. Hier würde er auch noch in dreißig Jahren leben. Ich wollte weg von hier, aber Emmy setzte sich zu uns und servierte ein Stück selbstgebackenen Kuchen. Er war viel zu trocken, aber ich ließ mir nichts anmerken. Als wir auf mich zu sprechen kamen, gab ich bekannt, ich befinde mich in einer Art Übergangsphase vom Studium hin zum Beruf und würde aber schon bald meine Karriere fortsetzen. Nähere Nachfragen blockte ich erfolgreich ab, ohne allzu unhöflich zu erscheinen, wie ich meinte. Dann wollte Emmy mich bitten auch noch bis zum Essen zu bleiben. Ich hielt es nicht mehr aus, bedankte mich schnell für alles und verließ dann Hals über Kopf das neue Einfamilienhaus.

In den wenigen Metern zurück zu meinem Elternhaus reifte ein Entschluss in mir. Ich würde jetzt augenblicklich packen, meine Tasche nehmen, mich in einen Bus setzen und dieses Kaff für immer verlassen. Es gab keinen Grund hier zu bleiben. Meine vertrottelten Eltern wollte ich nie mehr wiedersehen. Ebenso wenig wie Lennart und Emmy, diese ach-so-glückliche Neufamilie oder den Rest meiner dämlichen, am Leben gescheiterten Verwandtschaft.

Gesagt, getan. Ich stürmte in mein Elternhaus, packte meine Tasche und ohne ein Wort zu sagen machte ich mich davon. Ich musste diesen Schnitt in meinem Leben setzen, damit ich wieder eine Zukunft haben konnte, sagte ich mir.

Am Bahnhof kaufte ich mir eine Zeitung und schon im Zug ging ich die Stellenanzeigen durch. Ernüchterung stellte sich ein. Die gut bezahlten Jobs wurden alle an erfolgreiche Akademiker vergeben. Die Stellen als freier Mitarbeiter, die angeboten wurden, entsprachen dann wiederum nicht meinem Niveau. Ich konnte es mir einfach nicht vorstellen Handyverträge zu verkaufen oder Staubsauger oder etwa Versicherungen. Das alles war meiner nicht würdig, befand ich und schon fast war

ich soweit die Zeitung frustriert aus den Händen zu legen. Da fiel mir eine Annonce ins Auge. Gesucht wurden freie Mitarbeiter, Bezahlung außergewöhnlich gut, flexible Arbeitszeiten, gute Aufstiegschancen. Es fehlten noch viele Informationen. Die Art der Tätigkeit war beispielsweise nicht genauer bestimmt. Unten rechts im Eck befand sich ein Logo, bestehend aus den Buchstaben „ik“. Das sagte mir nichts. Wenn ich nicht ohnehin schon so verzweifelt gewesen wäre, dann hätte ich die Zeitung sicher weggelegt und die Annonce ignoriert. So aber befand ich mich nun in einer Situation, die nur eine Richtung kannte. Ich hatte irreversibel entschieden, dass ich nun einen eigenen Weg gehen wollte und dafür musste ich mich an jeden Strohalm klammern, den ich finden konnte. Ich riss also die Annonce aus der Zeitung heraus, faltete sie und steckte sie in mein Portemonnaie.

Die Zugfahrt war mir elend lange vorgekommen. Ich blickte auf mein Mobiltelefon und stellte fest, dass meine Eltern mehrfach versucht hatten, mich zu erreichen. Ich würde mir eine neue Nummer besorgen müssen. Obwohl ich nun schon müde war, wollte ich doch noch der Annonce aus der Zeitung nachgehen, denn am Montag müsste ich wieder zum Arbeitsprogramm, wenn ich nicht wenigstens nachweisen konnte, dass ich mich um eine Stelle bemühte. Ich gab also die Internetadresse ein, die in der Anzeige stand. Der Internetauftritt war modern und professionell. Das machte einen guten Eindruck. Allerdings gab es auch hier nur oberflächliche Informationen. Etwa, dass man pro erfolgreich abgearbeitetem Auftrag bezahlt würde und das ein Auftrag zu Beginn mit viertausend Währungseinheiten vergütet würde. Geld, das ich gut gebrauchen könnte. Ich würde auf jeden Fall umziehen, mir eine neue Adresse zulegen, die meine Eltern nicht kannten und natürlich wollte ich einigermaßen angemessen leben können. Ich vermutete zwar, dass das Angebot von „ik“ einen Haken haben müsste, aber es war mir vorerst egal. Solange ich nicht zur Prostitution eingesetzt wurde, war ich für fast alles bereit, denn die Verdienstmöglichkeiten, wie sie auf der Webseite beschrieben wurden, waren äußerst vielversprechend. So könnte man nach zehn erfolgreichen Aufträgen schon aufsteigen in die zweite Stufe des Programms und dort wären schon doppelt so hohe Erträge möglich. In Gedanken addierte ich bereits die Einnahmen und war froh, die Anzeige entdeckt zu haben. Wenn ich nur schon wüsste, was ich genau für Aufträge erhalten sollte. Ich scrollte weiter nach unten. Die Internetseite sprach von einem dreiwöchigen Ausbildungsprogramm für Neueinsteiger, das aber vorerst völlig

kostenfrei angeboten wurde. Dann wurde noch die Adresse verschiedener „ik“-Vertretungen in den wichtigsten Großstädten angegeben. Ich schrieb mir Öffnungszeiten und Adresse ab und beschloss gleich am Montag hinzufahren und mich näher zu informieren.

Am Sonntag räumte ich meine gesammelten Universitätsunterlagen aus elf Jahren Studium zusammen. All die Bücher und Ordner, die meine kleine Wohnung ausgefüllt hatten, warf ich nun in große Müllsäcke. All die Protokolle, Referatsunterlagen, Zusammenfassungen von Fachliteratur, ja selbst meine schriftlichen Arbeiten, auf die ich immer so stolz gewesen war, ich konnte sie nicht mehr sehen. Ich musste mit dieser Zeit endgültig abschließen. Ob ich alles verbrennen sollte, dachte ich, verwarf diesen Einfall aber wieder. Ich warf stattdessen alles in den großen Müllcontainer im Innenhof, der eigentlich für den Hausmüll bestimmt war. Er war fast schon ganz ausgefüllt durch meine Unterlagen. Manche der Bücher, die ich besessen hatte, hätte ich unter Umständen noch weiterverkaufen können, aber das wollte ich nicht. Es sollte ein Schlussstrich gezogen werden, klar und deutlich. Nachdem ich alles im Container untergebracht hatte und zurückkehren wollte in meine Wohnung begegnete mir mein Nachbar Xaver Weihersbach. Er grüßte mich freundlich, hatte ein beschwingtes Grinsen auf den Lippen und ging ansonsten wortlos an mir vorüber. Ich grüßte nicht zurück, denn diese Person war mir mittlerweile sehr suspekt. Man konnte nie sicher sein, was in seinem Kopf seltsames vor sich ging. Außerdem würde ich ja bald in eine andere Nachbarschaft umziehen.

Das Arbeitsamt gab mir unter der Auflage den Montag frei, dass ich eine Bescheinigung des Unternehmens einreichen würde, bei dem ich mich um eine Stelle bewerben wollte. Die Vertretung von „ik“ war relativ nahe am Zentrum der Stadt gelegen, etwas ab vom Schuss, am Eck einer ruhigeren Seitenstraße. Das Gebäude sah durchaus seriös aus. Es gab eine Tür, die sich automatisch öffnete, wenn man davortrat und einen Schalter, an dem ein Mann mittleren Alters Dienst tat. Ich stellte mich bei ihm vor und er gab mir einen Termin mit einem Berater. Ich musste zehn Minuten warten und nahm auf einem Sofa Platz, das in einer Ecke des Raums wohl genau zu diesen Zweck aufgebaut worden war. Ich sah mich um. Im Eck stand ein Ficus Benjamini, der Teppichboden war im ganzen Raum dunkel und von einem rauen Material. Ich wurde etwas nervös. Was, wenn „ik“ nichts für mich

wäre? Was, wenn ich doch Handyverträge oder Staubsauger verkaufen müsste? Wie würde ich das vor mir selbst erklären können? Wäre es dann nicht doch besser sich sein Scheitern einzugestehen? Vorerst wollte ich diesen Gedanken keinen Raum lassen und schob sie allmählich beiseite. Ich war an diesem Tag, zu diesem Zeitpunkt, der einzige Interessent. Auch das verwunderte mich. Schließlich gab es hier viel Geld zu verdienen, wenn die Zahlen im Internet der Wahrheit entsprachen.

Pünktlich holte mich der Berater ab und brachte mich in sein Büro. Er gab mir freundlich seine Hand und begann das Gespräch. Woher ich denn von „ik“ erfahren habe, wollte er wissen. Ich verwies auf die Anzeige in der Zeitung und den Internetauftritt. Ich wollte im Gegenzug vielleicht etwas zu vorschnell wissen, wofür „ik“ stehe und was es mit dieser Firma überhaupt auf sich habe. Er beschwichtigte mich und begann zu erklären. „„ik“ ist eine Art Dienstleistungsunternehmen. Wir tun nichts weiter als Aufträge zu vermitteln. Unsere freien Mitarbeiter entscheiden selbst, ob sie einen angebotenen Auftrag annehmen wollen oder nicht. Natürlich verdient man besser, wenn man viele Aufträge annimmt und zuverlässig ist. Dann kann man in höhere Stufen aufsteigen, wo man nochmals deutlich bessere Bezüge erhalten kann. Selbstverständlich hat man dann mitunter auch kompliziertere Aufträge auszuführen. Das werden sie verstehen. Als Einsteiger erhalten Sie kostenlos ein dreiwöchiges Ausbildungs- und Trainingsprogramm. Das genügt unserer Erfahrung nach, um einfache Aufträge zufriedenstellend zu erledigen. Wir stellen Ihnen weiterhin eine Grundausrüstung zur Verfügung. Die bezahlen sie mit einem Teil ihres ersten Gehalts bei uns. Sie bekommen von ihrem ersten Auftrag also nur fünfzig Prozent des üblichen Lohns, aber das ist eine Investition, die sich lohnt. Sie können das Equipment im Grunde genommen jahrelang einsetzen. Und wenn Sie aufrüsten wollen, stehen wir ebenfalls zur Verfügung und unterstützen Sie bei ihren Anschaffungen.“

„Gut“, sagte ich, „aber was genau sind das für Aufträge?“

„Nun. „ik“ steht für „Instant Killing“. Sie könnten für uns als Freelance Contract Killer arbeiten. Das ist ein Beruf mit Sex-Appeal, ein Beruf mit Action und Adrenalin. Wir liefern ihnen die Aufträge, sie schalten die jeweilige Zielperson aus und werden gut dafür bezahlt. Wir haben, wie Sie ja wissen, Vertretungen in allen größeren Städten, sind ein expandierendes Unternehmen mit Firmensitz in einem kleinen Südseestaat, der unsere Geschäftspraktiken einwandfrei duldet. Wir führen für all unsere

Freelance Contract Killers eine anonymisierte Akte, die Bezahlung erfolgt über ein Konto unseres Schwesterunternehmens „Instant Payment“. Sie sind also auf der sicheren Seite und auch bei Nachforschungen kann man Sie nicht direkt verantwortlich machen.“

„Aber was, wenn man mich erwischt, wie ich einen Auftrag ausführe? Was, wenn man mich schnappt?“

„Das passiert nur äußerst selten, ist aber natürlich Berufsrisiko. Wir versuchen durch unser Coachingprogramm all unsere Mitarbeiter soweit zu führen, dass sie die Risiken adäquat abwägen können und nicht erwischt werden, gänzlich auszuschließen ist das allerdings natürlich nicht.“

Ich lehnte mich in meinem Sessel zurück und dachte einen Moment nach, dann sagte ich kurzentschlossen zu. Was hatte ich schon zu verlieren? Der Berater teilte mich einer Ausbildungsgruppe zu, ich unterschrieb einen Vertrag, der auch über das Schwesterunternehmen „Instant Payment“ lief und erhielt eine Bestätigung für das Arbeitsamt. Jetzt war ich nicht mehr arbeitslos und wenn alles so funktionierte, wie ich mir das ausmalte, wäre ich bald schon ein gutverdienender Freelance Contract Killer. Das wäre immerhin ein Anfang. Dann könnte ich mit meinem Geld immerhin wieder an einem gewissen gesellschaftlichen Leben teilnehmen, an einem Club vielleicht, in den guten Restaurants und auf öffentlichen Veranstaltungen.

Noch bevor das Trainingsprogramm beginnen sollte, wollte ich meine bisherige Wohnung verlassen. Es war abzusehen, dass meine Eltern mich suchen würden und wahrscheinlich schon bald persönlich vor der Türe erschienen wären. Ich musste also schnell handeln. In Gedanken hatte ich errechnet, dass ich bei mindestens drei erfolgreichen Aufträgen im Monat locker dreitausend Währungseinheiten für die Miete einer mir angemessenen Unterkunft ausgeben konnte. Den ersten Monat würde ich mit einem Kredit überbrücken, aber dann hätte ich ja das entsprechende Einkommen zur Verfügung. Ich recherchierte in mehreren Tageszeitungen und im Internet, bis ich schließlich auf ein attraktives Angebot stieß. Man hatte eine neue Anlage, bestehend aus einem guten Dutzend Bungalows, in einem der besten Viertel der Stadt gebaut, oben am leichten Hang, mit Blick über den kleinen See, ein paar billigere Viertel und den Wald im Osten der Stadt. Ich vereinbarte einen Besichtigungstermin für den nächsten Tag. Dann begann ich zu packen. Meinen Hausrat und die Kleidung vor allem. Ich würde ohnehin schon bald alles neu kaufen

können. Richtige Anzüge, maßgeschneidert für mich, vernünftige Hemden, gut gearbeitete echte Lederschuhe. Darauf freute ich mich schon. Vorerst beschloss ich aber meine alten Kleidungsstücke noch nicht zu entsorgen. Ich entdeckte beim Packen die beiden Freizeithemden, die ich mit Selina gekauft hatte. Sie gefielen mir immer noch nicht, dennoch verstaute ich sie im Umzugskarton.

Dann ging ich noch auf die Bank um mir einen Sofortkredit über achttausend Währungseinheiten zu holen, für den ich lachhaft überzogene Zinsen zahlen musste. Einmal mehr bewies sich, dass man dann, wenn man auf der Verliererseite stand, gnadenlos untergebuttert wurde. Zum Glück würde das bald der Vergangenheit angehören.

Der Bungalow gefiel mir äußerst gut. Es gab eine große Terrasse mit guter Aussicht, genug Raum um zu leben, sich ein Büro, ein Wohn- und ein Schlafzimmer einzurichten. Das Bad war edel, mit Marmor und vergoldeten Hähnen (zumindest sahen sie in meinen Augen golden aus), es gab ein großzügiges Wannenbad und zusätzlich eine geräumige Dusche. Die Miete sollte inklusive aller Nebenkosten dreitausendzweihundert Währungseinheiten betragen. Ich unterschrieb gleich den Vertrag und bezahlte die Kautions. Und schon hatte ich die neuen Wohnungsschlüssel in der Hand. Dann mietete ich mir einen Lieferwagen für den Umzug und fuhr zurück in die alte Wohnung. Im Überschwang beschloss ich meine alten Möbel samt und sonders zu entsorgen und mir bald schon eine neue Einrichtung zu gönnen, eine, die dem neuen Mietobjekt angemessen war. Ich belud den Wagen mit allem, was in die neue Wohnung sollte und fuhr davon. Leichtigkeit machte sich in mir breit. Ich drehte das Radio auf und summte das Lied mit, das gerade lief, obwohl ich es nicht kannte.

Als ich alles in meinem neuen Bungalow untergebracht hatte, fuhr ich noch einmal zurück zur alten Wohnung, um die Möbel zu entsorgen. Bett, Schrank, Schreibtisch, Regale, alles zerlegte ich in die Einzelteile, die ich dann hinaus zum Wagen tragen konnte. Als ich ungefähr die Hälfte geschafft hatte, kam Xaver Weiherbach zur Haustüre herein. Er musterte mich, wie ich eine Schrankwand trug und wollte gleich wissen, was denn los sei. Ich antwortete ihm, dass ich umziehen würde, was ihn offensichtlich betrübte. Ich stellte die Schrankwand einen Moment ab und er umarmte mich fest und beteuerte unterdessen wie schade er es fände, dass ich ihn verließ.

Dann fügte er hinzu, dass er aber noch eine gute Nachricht habe für mich: „Ich hatte eine Vision! Neulich in der Nacht, da wachte ich auf und hatte plötzlich ein Bild vor Augen, das mich seitdem verfolgt. Ich bin sicher, dass dieses Bild für mich der Ausgangspunkt einer fantastischen Reise wird. Hier und jetzt beginnt mein Siegeszug. Ich werde dieses Bild umsetzen in eine künstlerische Arbeit, das ist sonnenklar. Mir schwebt ein Film vor, der um dieses eine Bild herum funktioniert, es variiert und wiederholt und ergänzt und...“

Ich unterbrach ihn, denn ich wollte meinen Umzug noch an diesem Tag zu Ende bringen. „Und was ist dieses Bild?“ Er holte tief Luft und antwortete dann sehr ernsthaft: „Es ist eine Autobahn bei Nacht, aus der Luft gesehen. Tausende Automobile, die mit ihren Scheinwerfern die Nacht in einem ewigen Zug entflammen, die Venen der Industriegesellschaft, wie es sie einmal gab, vielleicht noch gibt. Ich werde mir natürlich einen Hubschrauber mieten müssen und Spezialkameras und...“

„Ich wünsche Ihnen alles Gute“, sagte ich, was natürlich nicht stimmte, denn ich wusste bereits, dass aus dieser Schnapsidee niemals etwas Vernünftiges werden würde. Dann schnappte ich die Schrankwand, verabschiedete mich nochmals und ließ Xaver Weiherbach im Hausflur zurück. Den würde ich nie wiedersehen, dachte ich.

Ich entsorgte die Möbel auf dem Wertstoffhof und brachte der alten Hausverwaltung noch meine Kündigung vorbei, damit war alles erledigt.

In meinem neuen Bungalow hatte ich vorerst also nur meine Matratze, um darauf zu schlafen und keinerlei Möbel. Ich stellte außerdem fest, dass ich schon bald ein Auto bräuchte, denn zum Gebäude gehörte auch eine Garage, die nun noch vollkommen leer war. Aber ich glaubte, dass all das sich bald finden würde. Ich hatte einen Job bei einem jungen, expandierenden Unternehmen, der gut bezahlt wurde und schon bald könnte ich die Misserfolge der Vergangenheit hinter mir lassen.

Am Abend ging ich noch einmal nach draußen, um die neue Nachbarschaft zu erkunden. Die meisten Grundstücke hier waren riesig groß und waren bebaut mit herrschaftlichen Anwesen. Das war in der Tat eine sehr gute Wohngegend. Endlich hatte ich eine Adresse, für die ich mich vor niemandem schämen musste. Ich ging eine gute Stunde im Kreis und ich begann mich wohlfühlen. Die Straßen waren leer und sauber, es kamen einem keine Idioten entgegen und es gab auch keine heruntergekommenen Eckkneipen oder ähnliches. Herrlich. Schließlich entdeckte ich

aber doch noch eine Bar, natürlich ein sehr aufgeräumtes, schickes Etablissement, das den Namen „Dekrincolur“ trug und ich beschloss, mir zur Feier des Tages noch ein Glas Wein zu gönnen. Ich trat ein und setzte mich an den Tresen. Während ich das äußerst geschmackvolle Ambiente auf mich wirken ließ, nippte ich vorsichtig an dem teuren Glas Wein. An den Wänden hingen mehrere Werke Gregor Dekrincolurs, des Großmeisters der Malerei. Als Einrichtungsgegenstände wirkten sie durchaus positiv, so empfand ich. Ich ließ meinen Blick über die Gäste schweifen. Sie waren ausnahmslos gut gekleidet. Manche waren an ihren Tischen in tiefe Gespräche mit ihrem jeweiligen Gegenüber versunken, die ich mir alle sehr bedeutungsvoll vorstellte. Hier würde ich öfters meine Abende verbringen. Hier könnte ich Beziehungen knüpfen und Leute kennenlernen, die mir auf meinem weiteren Weg helfen konnten. Oder eine Frau finden, die selbst vermögend war. Natürlich müsste ich mich für das alles erheblich besser kleiden und natürlich würde ich auch an anderer Stelle die Nähe der guten Gesellschaft suchen.

Zwei Tage später begann das Trainingsprogramm. Ich sollte mich an der „ik“-Geschäftsstelle melden, die mir ja bereits bekannt war. Dort traf ich auf einen zweiten Anwärter, der das Programm mit mir absolvieren sollte. Er hieß Tobias, hatte blonde Haare und einen Seitenscheitel. Auf mich machte er einen etwas unbedarften Eindruck, um nicht zu sagen einfältig. Sein Gesicht hatte etwas sehr kindliches an sich, ohne dass dabei seine blauen Augen besonders wach oder intelligent ausgesehen hätten. Er war außerdem sichtlich nervös. Wir wurden abgeholt und mit einem Dienstvan zu einem Arzt gefahren. Zunächst sollten wir einen Gesundheitscheck mitmachen. Man nahm mir Blut ab, maß meinen Blutdruck, testete verschiedene koordinatorische und motorische Fähigkeiten und entließ mich auch schon wieder. Dann wurden wir erneut ein Stück gefahren, etwa zwei Kilometer. Damit waren wir angekommen am Ausbildungszentrum von „ik“. Ein unauffälliges, mehrstöckiges Haus am Rande eines belebten Viertels. Dort lernten wir gleich unseren Ausbilder kennen, ein Mann von gut fünfzig Jahren, breite Statur, aber keinesfalls besonders gut austrainiert, auf dem Kopf eine Halbglatze und einen Kranz angegrauter Haare. Er nahm uns in Empfang und brachte uns ins Gebäude. Er stellte sich uns mit dem Namen Eugen vor und mir fiel sofort auf, dass er mit einem Akzent sprach, den ich geographisch aber nicht genau zuordnen konnte. Eugen begann unsere Ausbildung mit einer kleinen Ansprache. Er wies daraufhin,

dass „ik“ ein junges, erfolgreiches Unternehmen sei, dass Wert auf Qualität und Zuverlässigkeit lege. Im Gegensatz zu manchen unseriösen und unprofessionellen Konkurrenten bekäme daher jeder Freelance Contract Killer bei „ik“ eine seriöse Ausbildung, die es ihm ermögliche, für sämtliche Schwierigkeiten in der praktischen Arbeit eine elegante Lösung zu finden. Er selbst habe jahrelang für den wastekischen Geheimdienst gearbeitet und habe viel wertvolles Know-how, an welchem er uns teilhaben lassen wolle in den kommenden Wochen. Er sei froh, dass dieses Arbeitsfeld nun seit wenigen Monaten professionell erschlossen würde und er habe das Ziel die erfolgreichsten Freelance Contract Killer weltweit auszubilden. Wir sollten uns glücklich schätzen, diese Chance zu bekommen und er erwarte von uns dementsprechend angemessene Disziplin, Pünktlichkeit, Einsatzwillen und Kooperation.

Am ersten Tag übten wir dann das Öffnen geschlossener Wohnungstüren mit verschiedenen Werkzeugen. Das war einigermaßen interessant und am Ende des Tages hatte ich schon eine Menge gelernt. Nach Feierabend unterhielt ich mich noch einige Minuten mit Tobias. Er hatte angeblich in den letzten zehn Monaten für eine Zeitarbeitsfirma gearbeitet und nun hätte ihn der Freund einer Freundin seiner Freundin überredet, es doch mit „Instant Killing“ zu versuchen. Derjenige sei auch noch im Trainingsprogramm, aber er sei sehr zufrieden gewesen bislang. Er selbst sehe das ganze aber ein wenig skeptisch und er würde nicht umhinkommen das Geschäftskonzept auch ein wenig zu hinterfragen. Er war ganz offensichtlich ein Weichei. Schon lange vor dem ersten Kill bekam er weiche Knie. Ich meinte, dass das ganze auf mich einen gut durchdachten Eindruck mache, dass die Organisation stimme und dass ich sicher sei, dass wir mit „ik“ einen wachsenden Markt erschließen könnten. Das beruhigte ihn ein wenig. Ich müsste ihn in den kommenden Wochen wohl ein bisschen an der Hand nehmen. Das war gar kein Problem, denn ich war die geborene Führungskraft.

Wir lernten in den nächsten Tagen, wie man einfache Alarmanlagen umgehen konnte und wie man mit Hilfe von Glasschneidern über Fenster oder Balkontüren in Häuser einsteigen konnte, auch wie man möglichst keine Spuren hinterlässt und mehrere Standardvorgehensweisen für den gewöhnlichen Auftragsmord. Dann bekamen wir eine eher oberflächliche Lektion in Sachen Nahkampf. Das wäre aber Wissen, das nur im seltensten Notfall zum Einsatz käme. Die letzten zehn Tage

schließlich sollte es um das Wichtigste gehen. Den Umgang mit unserer Handfeuerwaffe, einer HW17S. Wir sollten lernen mit wenigen gezielten Schüssen unser Opfer zu töten. Dafür gab es eine ganze Reihe von Übungen und Trainingsroutinen, die wir allesamt absolvierten. Den Großteil der Zeit verbrachten wir aber am Schießstand, wo wir zunächst auf Zielscheiben und später dann auf bewegliche Ziele feuerten. Tobias' Zweifel waren noch immer nicht verflogen. Eines Abends nach dem Training, wir hatten gerade drei Stunden lang auf Dummies gefeuert, sprach er offen seine Angst aus, einem lebenden Menschen nicht in den Kopf schießen zu können, wenn es soweit wäre. Ich riet ihm, er solle dann eben den ersten Schuss aufs Herz abgeben. Das Trainingsprogramm zeigte Wirkung bei mir. Die Abläufe wurden zunehmend verinnerlicht. Eine Pistole mit einem Schalldämpfer war etwas Wunderschönes. Ein kaltes, effektives Werkzeug. Tobias bemühte sich ebenfalls und gab sein Bestes. Nach drei Wochen war Eugen zufrieden mit uns und wir wurden aufgenommen in die interne Datei der Freelance Contract Killer. Das wurde auch höchste Zeit, denn bald müsste ich die nächste Monatsmiete für meinen Bungalow bezahlen und noch hatte ich nichts verdient. Die Zimmer waren noch immer leer. Es wurde höchste Zeit, dass das Geschäft Fahrt aufnahm.

Als ich an diesem Freitagabend nun nach Hause zurückkehrte, erlebte ich eine böse Überraschung. Meine Eltern standen vor meinem Bungalow und hatten mich schon erwartet. Als meine Mutter mich entdeckte, lief sie sofort auf mich zu und fiel mir schluchzend um den Hals. Mein Vater stand daneben und blieb auf Distanz. Ich war verärgert und dachte darüber nach, von wem sie meine Adresse haben könnten. Wahrscheinlich von der Bank oder der Krankenkasse. Es war zum Kotzen. Mein Vater wollte wissen, warum ich einfach so verschwunden sei, während meine Mutter sich die Tränen abwischte. Einen Moment war ich versucht in alte Muster zu verfallen und ihnen gegenüber den Sohn zu spielen, der ich nicht sein wollte, aber dann besann ich mich eines Besseren. Ruhig und deutlich sagte ich: „Ich bin gegangen, weil ich euch nicht wiedersehen möchte. Ich möchte vielmehr ein eigenes Leben führen und ich habe nicht die Absicht euch etwas daraus mitzuteilen.“

„Das ist ja wohl eine Unverschämtheit. Über dreißig Jahre haben wir uns um dich gekümmert und jetzt will der Herr nichts mehr von uns wissen. Schau dir doch deine Mutter an! Die war völlig fertig. Das kannst du ihr doch nicht einfach antun.“ Meine Mutter wollte mich auf die Wange küssen, wie sie das früher schon immer gemacht

hatte, als ich noch zur Schule ging. Schon damals war es mir peinlich und unangenehm. Ich machte einen großen Schritt zurück. „Ich möchte euch bitten, zu gehen“, sagte ich. Mein Vater geriet allmählich in Rage. „Hör mal gut zu! Wir sind den ganzen Weg hierhergekommen um mit dir zu reden. Du wirst uns jetzt nicht einfach wieder wegschicken. Du schuldest uns Antworten. Was ist mit deinem Studium? Und was ist das hier für ein komisches Haus, in dem du wohnst? Wie bezahlst du das überhaupt?“ Ich verlor die Fassung. „Ich schulde euch überhaupt nichts“, schrie ich. „Macht das ihr wegkommt, ehe ich mich vergesse. Fahrt heim in euer blödes Kaff und kümmert euch um eure Scheiß-Knollenbegonien. Die brauchen euch wesentlich dringender als ich.“ Und dann nach einer kurzen Pause: „Lasst mich einfach in Ruhe, ihr Arschgeigen!“

Meine Mutter brach wieder in Tränen aus, mein Vater nahm sie am Arm und führte sie davon. Ich glaube, er hatte verstanden. Er rief mir noch zu, dass ich ein undankbarer Hund sei und dann waren sie verschwunden. Eine überaus peinliche Situation. Meine Mutter sah so hässlich aus, wenn sie heulte. Aber immerhin glaubte ich, dass ich nun bis auf weiteres Ruhe vor ihnen hätte.

Am Wochenende ging ich schonmal in zwei gute Möbelhäuser, um mich umzusehen. Schon bald hatte ich eine lange Liste mit Artikeln, die für mich in Frage kämen. Unter vierzigtausend Währungseinheiten würde ich es nicht schaffen. Aber die Möbelhäuser boten ja glücklicherweise eine günstige Finanzierung auf Raten an. Noch wartete ich aber ab mit der Bestellung. Ich wollte zumindest die Anzahlungen schon verdient haben, ehe ich mich endgültig entschied.

Ansonsten hatte ich herausgefunden, dass Diana Überbitch eine eigene Webseite hatte, auf der man alle Filme mit ihr anschauen konnte, wenn man den monatlichen Betrag von achtzig Währungseinheiten bezahlte. Das war es mir selbstverständlich wert. Von ihrer Entjungferung, bis zu ihrem ersten Analsex und den späteren Topfilmen reichte das Angebot, selbstverständlich in bester Auflösung, mit hohem Detailgrad. Es machte mich glücklich und zufrieden, zu sehen, wie sich ihr schöner Körper bog und sie stöhnte, wie ihr ein Tropfen Schweiß über die Stirn kullerte und wie ihr Gesichtsausdruck sich veränderte, wenn ein Penis in sie eindrang. Fast vergaß ich darüber, dass ich ja ganz alleine war und niemanden hatte. Aber wenn ich

erst einmal richtig Geld verdienen würde, dann wäre dieses Problem sicher bald gelöst. Man könnte ja auch einen Escortservice nutzen.

Aufträge von „Instant Killing“ wurden über eine interne Online-Plattform zugeteilt. Wenn ein neuer Auftrag verfügbar war, wurde man zudem per E-Mail benachrichtigt. Man meldete sich dann an und bestätigte durch die Eingabe eines persönlichen Codes, dass man die Auftragsdaten erhalten hatte und den angebotenen Job erledigen würde. Mein erster Auftrag kam nach gerade einmal zwei Tagen. Ich erhielt Name und Adresse des Opfers und nahm den Auftrag an.

Das Haus des Opfers lag in einem bürgerlichen Viertel am Rande der Stadt, wo sich kleine Einfamilienhäuser aneinanderreiheten. Ich musste herausfinden, ob mein Opfer hier alleine lebte oder nicht. Wir hatten gelernt, dass ein guter Freelance Contract Killer niemals mehr Opfer produzieren darf, als er in seinem Auftragsbuch stehen hat. Wenn der Mann also etwa mit einer Frau zusammenlebte, dann wäre es schwieriger geworden ihn unbemerkt aus dem Weg zu räumen. Einen Tag lang beobachtete ich das Haus, nahezu ohne Pause. Das Opfer war gute vierzig Jahre alt, ging morgens zur Arbeit und kam erst am Abend wieder nach Hause. Dazwischen hatte eine etwas jüngere Frau das Haus betreten und nach einer Stunde wieder verlassen. Vermutlich handelte es sich dabei um eine Haushälterin. Eine Lebensgefährtin oder gar Kinder gab es glücklicherweise nach meinen ersten Beobachtungen keine. Das erleichterte mich. In diesem Moment ging mir mein neuer Job dennoch gewaltig auf die Nerven. Diese ewige Wartezeit und diese stupide Observation war verdammt anstrengend und dabei so monoton und öde. Am Abend war ich fast schon zu müde, um den Mann zu erschießen. Ich wartete, bis alles Licht im Haus erloschen war und von diesem Zeitpunkt an eine weitere halbe Stunde. Dann drang ich mit Hilfe des Glasschneiders über die Terrassentür in das Haus ein. Es war stockfinster und ich konnte nichts sehen. Glücklicherweise waren wir mit einer Leuchte ausgerüstet worden, die man sich mit einem Stirnband am Kopf befestigen konnte. Ich hatte mich bemüht so leise wie nur irgendwie möglich vorzugehen. Mein Ziel war es, das Opfer im Schlaf zu überraschen und mit einem aufgesetzten Kopfschuss völlig problemlos zu liquidieren. So hatten wir das gelernt. Es kam allerdings anders. Als ich mich im Wohnzimmer gerade umgeschaut hatte und mich in der Dunkelheit nun grob orientieren konnte, hörte ich ein Geräusch von nebenan. Ein Lichtschalter wurde betätigt. Dann näherten sich Schritte. Mit gezogener Waffe presste ich mich an die Wand. Der Mann betrat

das Wohnzimmer, blickte sich um und kurz bevor er mich entdeckt hätte, drückte ich ab. Der erste Schuss traf am Hals, der zweite in den Kopf. Das Blut spritzte sehr moderat. Es bildeten sich kleine Flecken auf dem Teppichboden, nichts dramatisches. Ich hatte mir das spektakulärer vorgestellt. Der Mann war tot, mein Auftrag erledigt. Zügig verließ ich das Haus und machte mich auf den Heimweg. Zwar hatte es nicht so perfekt funktioniert, wie ich es mir vorgenommen hatte, aber geklappt hatte es trotz allem. Ich war zufrieden mit mir. Warum der Mann hatte sterben müssen, wusste ich nicht und es interessierte mich auch nicht. Warum hätte ich mich mit den Geschichten hinter den Aufträgen belasten sollen? Das hätte mich nur abgelenkt und wäre unprofessionell gewesen. Mir fiel wieder ein, wie der Mitarbeiter von „ik“ um mich geworben hatte. Einen Job mit Sex-Appeal, einen Beruf mit Action und Adrenalin hatte er mir versprochen. Das war klar übertrieben. Sicher, das Töten selbst verschaffte mir einen Adrenalinkick und bereitete mir Freude, aber dieses stundenlange Ausharren und Observieren war eine lästige Pflicht. Aber war es nicht letztendlich in allen Berufen so, dass es Arbeiten zu erledigen gab, die man gern machte als andere? Natürlich wäre ich lieber als Generalexperte Chefberater für sämtliche Fragen bei einer renommierten Beratungsfirma geworden, bei „Bushcraft und Hüderberg“ beispielsweise, aber wie die Dinge standen, war das für mich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht mehr möglich und so begann ich, mich mit dem abzufinden, was ich hatte. In zunehmendem Maße identifizierte ich mich mit meiner Arbeit. Ich hatte auch das Ziel vor Augen schon bald in eine höhere Klasse aufzusteigen, um bessere Aufträge zu erhalten. Meine ersten Kills waren rückschauend betrachtet alle recht einfach auszuführen. Relativ viele alte Menschen waren darunter. Vermutlich ging es dabei immer um Erbschaften, aber das war mir wie gesagt egal. Eine Frau erschoss ich auf ihrer Joggingrunde, einige Rentner im Schlaf, einen Teenager auf dem Heimweg vom Sporttraining am Abend, als es schon dunkel war und ich unauffällig an ihn herankommen konnte und so weiter. Meistens brauchte ich nur einen, maximal zwei Schüsse. Nach einem erledigten Auftrag meldete ich den Erfolg übers Internet an „ik“ und schon kurz darauf zahlte mir „Instant Payment“ den entsprechenden Betrag aus. Im Grunde genommen war das alles relativ ungefährlich. Mit zunehmender Zeitdauer, konnte ich die Dinge immer zuverlässiger einschätzen, wusste das Risiko richtig zu kalkulieren und bekam eine immer sicherere Hand. Ich wollte gut sein, in dem was ich tat, auch wenn es nur ein

Job war, der mir Mittel zum Zweck war. Das Wichtigste war die Bezahlung und die stimmte.

Ich entschied mich für Massivholzmöbel aus Tevtakona-Holz. Das sei eine seltene, exotische Holzart, die nur unter großen Schwierigkeiten in einigen wenigen Regenwäldern dieser Erde abgebaut werden könne. Zwar verteuerte das mein Möbelbudget um weitere zehntausend Währungseinheiten, aber dafür sahen die Möbel äußerst stilvoll und elegant aus und waren aufgrund der höchsten Qualität der verwendeten Werkstoffe lange haltbar. Ich verabredete Ratenzahlung bei gerade einmal 0,1%. Ein guter Deal. Es sollte noch einige Tage dauern, bis der Lieferdienst des Möbelhauses bei mir vorfahren würde, da einige Teile meiner Bestellung erst noch aus dem weiter entfernten Großlager bestellt werden mussten. Dann würde man sich aber selbstverständlich um Anlieferung und Aufbau kümmern. Damit hätte ich endlich ein wohnliches Zuhause.

Unterdessen ging ich los, um mir mehrere Outfits für den Golfplatz zu kaufen, denn ich beabsichtigte, mich im Golfclub in der Nähe meines Viertels anzumelden. Zwar hatte ich keinerlei Erfahrung was den Golfsport anging, aber ich hatte gehört, dass man das schnell problemlos erlernen könnte und außerdem spielte sich eine große Menge des gesellschaftlichen Lebens angeblich rund um das Green ab. Zudem gefiel mir, wie die Menschen sich beim Golf Spielen in schicke, teure Pullunder, oder exquisite Polohemden kleideten, wie sie ihre Schläger in teuren Taschen verstauten und würdevoll über das Gras schritten. Das wäre ein Sport für mich, dachte ich mir. Ich ließ mich beraten und verließ den Sportausstatter schließlich mit einem kompletten Set aus Schlägern, deren Zweck mir trotz einer Erläuterung des Verkäufers noch nicht ganz einleuchtete. Außerdem hatte ich mehrere schicke Komplettoutfits erworben, die mich auf fast jede Wettersituation vorbereiteten. Jetzt musste ich mich nur noch beim Golfclub anmelden und ich hätte ein erstes sinnvolles Hobby für mich gefunden.

In der Zwischenzeit erreichte mich mein zehnter Auftrag. Der letzte vor meiner Beförderung in die 2. Klasse und damit meines Aufstiegs in die gehobene Liga der Freelance Contract Killer. Diesen Auftrag dürfte ich also unter keinen Umständen vermasseln. Schon ziemlich routiniert notierte ich mir die Daten meines Opfers,

checkte meine Waffe und machte mich dann auf den Weg. Das Opfer war männlich, wie ich am Vornamen „Tobias“ sehen konnte. Er lebte in einer Mietwohnung in einem größeren Wohnblock. Das war einerseits ungeschickt, weil die Nachbarn leicht etwas mitbekommen konnten, andererseits hatte es den Vorteil, dass man nicht gleich verdächtigt wurde, wenn man sich auf dem Grundstück aufhielt. Ich verschaffte mir Zugang zum Haus, indem ich die Türe stoppte, ehe sie ins Schloss fiel, nachdem ein Bewohner der Anlage sich regulär Zutritt verschafft hatte. Über die Treppe gelangte ich in den vierten Stock, wo sich die Wohnung meines Opfers befand. Als ich dort ankam stand die Wohnungstüre offen. Zunächst zögerte ich. Ich ging in Deckung und wartete, dass jemand die Wohnungstüre zuziehen würde, aber es geschah nichts. Schließlich zog ich meine Waffe, betrat die Wohnung und schloss die Türe hinter mir geräuschlos. Vorsichtig drang ich in den Wohnraum ein. Links das WC, rechts die Küche, niemand zu sehen oder zu hören. Dann weiter ins Schlafzimmer – nichts. Im Wohnzimmer dann saß jemand in einem Sessel und starrte mich an. Einen Moment lang war ich unfähig zu reagieren. Zwei blaue Augen, die mir bekannt waren, blickten mich an. Und da wurde es mir klar. Das Opfer dieses Auftrags war nicht irgendein Tobias, sondern mein Kollege, der mit mir die Ausbildung zum Freelance Contract Killer gemacht hatte.

„Jetzt schicken die ausgerechnet dich. Das ist ein Zufall“, sagte er.

Ich schwieg. Ich hätte ihn augenblicklich töten sollen, das wusste ich.

„Du wusstest, dass jemand kommen würde?“

„Ich habe ja selbst den Auftrag gegeben.“

„Was? Nur damit ich das richtig verstehe: Du hast den Auftrag zu deiner eigenen Ermordung gegeben?“

„Ja. Genau. Und jetzt haben sie dich geschickt. Also, erschieß mich.“

Es war unprofessionell dieses Gespräch zu führen. Das war mir vollkommen klar, aber schließlich hatte ich Tobias ja bei seiner Ausbildung unterstützt und ich hatte doch eine gewisse Verbindung zu ihm.

„Aber warum willst du das? Was ist nur los mit dir? Du hast doch eine Anstellung als Freelance Contract Killer. Du hast doch gerade erst begonnen. Du kannst doch noch so viel erreichen!“

„Ich habe getötet. Drei Menschen habe ich getötet. Ein kleines Mädchen mit großen Augen, eine Oma mit grauen Haaren und aus Versehen ihren Mann, weil der aufgewacht ist.“

„Jeder macht mal einen Fehler. Hast du einen Auftrag eben nicht perfekt ausgeführt. Ist ja nicht so schlimm. Das nächste Mal machst du es besser.“

„Eben nicht. Es gibt kein nächstes Mal. Ich habe alles verloren. Ich kann nicht mehr schlafen. In der Dunkelheit sehe ich die kaputten Gesichter von den Opfern. Ich habe ein schlechtes Gefühl gehabt. Schon am Anfang. Und jetzt meldet sich mein – wie sagt man? – Gewissen.“

„Gewissen.“

„Ja, mein Gewissen meldet sich und ich bin am Ende. Ich komme einfach überhaupt nicht mehr klar. Das habe ich meiner Freundin erzählt. Die hält mich jetzt für einen Versager und ist erstmal ausgezogen, weil wir uns gestritten haben. Sie meint, der Freund ihrer Freundin, der mir den Job empfohlen hat, hat keine Probleme im Job und käme prima damit klar. Ich soll mich nicht so anstellen. Sie weiß nicht, was das bedeutet einen unschuldigen Menschen zu töten. Das kleine Mädchen war vielleicht sieben oder acht Jahre alt oder so. Und ich habe sie... ich habe sie einfach erschossen. Scheiße!“

Er begann zu verkrampfen und zu weinen. Ich hatte es von Anfang an richtig beurteilt: Er war ein Weichei. Jetzt saß er da, ein Häufchen Elend und plärrte rum von wegen Gewissen. Ich hätte es wissen müssen. Es wäre wohl doch richtig gewesen dem Ausbilder, Eugen, meine Bedenken hinsichtlich Tobias' Eignung für diesen Job mitzuteilen, anstatt ihm gut zuzureden. Manche Menschen sind einfach von Natur aus unfähig und würden es auch immer bleiben.

„Und warum erschießt du dich nicht einfach selbst und bestellst einen Killer?“

„Ich kann es nicht. Ich habe es versucht. Ich kann mich nicht selbst umbringen. Ich schaffe es einfach nicht. Verstehst du das?“

Jetzt wurde es mir zu bunt. Ich musste an meinen Auftrag denken. Mit dem ersten Schuss durch die Stirn, erschoss ich Tobias. Er hatte eine Dienstleistung bestellt und ich hatte sie geliefert. Das war schon in Ordnung so. Ich verschloss die Wohnung hinter mir und verschwand wieder durch das Treppenhaus. Meine Beförderung hatte ich mir verdient.

Ein paar Tage später wurden meine Möbel geliefert. Ich setzte mich mit einem Glas Mangosaft auf einen Stuhl und schaute dem Lieferservice beim Aufbauen der Möbel zu. Das ging alles ziemlich zügig. Die Handgriffe erfolgten routiniert, diese Menschen bauten jede Woche sicher zwanzig, dreißig Schränke auf. Das war auch so ein

Idiotenjob. Als alles an seinem Platz war und die Männer wieder gegangen waren, strich ich zufrieden über das teure Tevtakona-Holz. Ich war auf einem guten Weg. Als ich später am Abend in meinem neuen Wohnzimmer saß, verspürte ich wieder Glück. Ich war erfolgreich in einem gut bezahlten Beruf, ich hatte ein schönes Heim, bald würde ich mir noch ein Auto kaufen und außerdem noch ein paar Kleinigkeiten, wie einen 100 Zoll Flat-Screen fürs Wohnzimmer. Alles, was ich mir immer erträumt hatte, würde bald schon vollständig wahr werden. Ich würde weiter aufsteigen im Job, meinen gesellschaftlichen Rang ausbauen und am Ende von oben herabschauen, auf das alles. Mein Scheitern an der Universität wäre damit fast völlig bedeutungslos. Ein wenig nagte die Sache noch an meinem Selbstwertgefühl und der Titel „Doctorat Total“ hätte mir sicherlich weitere Türen geöffnet, aber ich hatte mich einigermaßen mit dem Leben versöhnt. Und das in gesellschaftlich schwieriger werdenden Zeiten. Die Zahl der Proteste hatte in den letzten Wochen und Monaten zugenommen. Ein Klima der Unzufriedenheit herrsche in den unteren sozialen Schichten. Das behauptete zumindest das Fernsehprogramm. In der letzten Regierungserklärung hatte der Regierungschef der Ökologisch-Marxistischen Multikulturalismus-Partei schon betont, dass es so einfach nicht mehr weitergehen könne und dass man etwas ändern müsse. Meiner Ansicht nach, war es höchste Zeit für einen Regierungswechsel. Bei der nächsten Wahl würde ich wohl für die Demokratischen Opportunisten stimmen, um die Stabilität des Systems wiederherzustellen. Es ist immer eine Bedrohung für den Wohlstand des Einzelnen, wenn die große Masse der Versager und Verlierer sich zu erheben droht. Es galt schnellstens dieses ganze Pack wieder in seine Schranken zu verweisen, zum Beispiel, indem man bestimmte Sozialleistungen weiter kürzte oder sie in markigen Reden zum Ballast der Gesellschaft stigmatisierte und so mundtot machte. Sie waren rhetorisch und intellektuell ja weit unterlegen und es dürfte ein leichtes sein, sie ruhig zu stellen, ihnen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Man musste da in diesem Fall gar nicht gleich von Unterdrückung sprechen. Es ging um die Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der natürlichen Ordnung, in der ich nun vorerst einmal meinen Standpunkt gefunden hatte.

Um diesen Standpunkt zu festigen, meldete ich mich wie geplant beim lokalen Golfclub an. Man riet mir einen Kurs zur Erlangung der Platzreife mitzumachen, das wäre so üblich und zudem Grundvoraussetzung, um auf dem eigentlichen Platz

spielen zu dürfen. Ich willigte ein. Die Kurse würden üblicherweise in Dreiergruppen absolviert, teilte man mir mit und ich ließ mich einer neuen Gruppe zuteilen. Drei Tage später sollte das Training beginnen. Ich könne in der Zwischenzeit gerne schon einmal ein Buch zur Regelkunde lesen, das erleichtere mir den Einstieg und später würde dieses theoretische Wissen ohnehin abgefragt werden.

Dazu kam ich aber kaum, denn ich bekam meinen ersten Auftrag in der zweiten Klasse. Der Verdienst verdoppelte sich und dafür wurden die Ziele etwas schwerer auszuschalten. Gleich mein erstes Opfer lebte in einem relativ gut gesicherten Anwesen mit Videoüberwachung und Alarmanlage. Ich fand aber heraus, dass die Zielperson öfters am Morgen den Weg zum Bäcker an der Ecke ging und so lauerte ich ihr dort auf und schaltete sie auf diesem Wege ohne große Mühe aus. Ganz so einfach ging das aber nur selten. Meistens musste ich in Häuser oder auf Firmengelände eindringen, wofür ich all mein Wissen aus der Ausbildung brauchte. Dass ich dabei vollkommen lautlos und höchst konzentriert vorgehen musste, war ohnehin klar. Das waren nun schon erste Expertenjobs, die ich da ausführte. Spätestens jetzt war es endgültig sicher: Ich war ein Freelance Contract Killer und stolz darauf. Ich ging einer anspruchsvollen, freiberuflichen Tätigkeit nach und war ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft.

Mein Golfkurs machte mir Spaß. Ich war in einer Gruppe mit einem zwölfjährigen Jungen, der wohl nur auf Wunsch seines Vaters an diesem Kurs teilnahm und einem Mann meines Alters, vielleicht war er auch etwas älter als ich. Mit ihm verstand ich mich von Beginn an gut. Auf dem Chipping Green stellten wir einander vor. Er hieß Nicolas und war Medienwissenschaftler, aber mehr zum Vergnügen, denn er hatte reich geerbt und war von der Last des Erwerbslebens vollkommen befreit. Ihm fehlte es wie den meisten Leuten etwas an Durchsetzungsvermögen und Aufstiegswillen, aber ich konnte es ihm nicht wirklich verdenken und war daran interessiert, ihn als einen Freund zu gewinnen. Nach dem Training gingen wir im Club noch etwas Trinken und er war mir offensichtlich gewogen. Ich erzählte ihm, ich sei freiberuflich tätig in einer aufsteigenden Branche, was ihm genügte, denn er interessierte sich nur wenig für die Berufswelt. Er kannte schon einige Leute im Club und könnte mich in die Gesellschaft einführen, dachte ich mir.

Einmal nach dem Training bat Nicolas die Mutter unseres zwölfjährigen Mitspielers mit an unseren Tisch. Sie war noch relativ jung, höchstens fünfunddreißig Jahre alt

und sie gefiel mir gut. Sie hatte ein etwas blasses Gesicht, aber wache Augen und sie lachte gerne während des Gesprächs. Der Sohn saß mit einer portablen Spielekonsole in der Ecke und beschäftigte sich alleine. Ihr Mann habe selten Zeit, sich um den Jungen zu kümmern, sagte sie, aber sie meinte damit, er habe auch wenig Zeit sich um sie zu kümmern. Zumindest wollte ich das so heraushören. Thea war ihr Name. Als sie gegangen war, erzählte mir Nicolas von ihrem Mann. Er sei ein reicher Unternehmer, der ein globales Netzwerk an Tochterunternehmen zu leiten hatte und oft im Ausland sein musste. Er habe ihn nur einmal getroffen, auf einem kulturellen Empfang der Regierung, aber er habe einen sehr resoluten und engagierten Eindruck auf ihn gemacht. Thea hatte erzählt, es sei der Wunsch ihres Mannes mit dem Sohn noch in diesem Jahr eine richtige Runde auf dem Golfplatz spielen zu können und daher habe sie ihn für den Kurs angemeldet. Der Junge machte dabei einen ziemlich lustlosen Eindruck auf mich. Er hörte selten richtig zu und er stellte sich ziemlich ungeschickt an.

Meine eigenen Fertigkeiten entwickelten sich äußerst günstig. Auf der Driving Range gelang es mir schon bald, erste Schläge mit einem gekonnten Schwung in den vorgegebenen Zielkorridor zu befördern und auf dem Putting Green wurde ich schnell ein sicherer Vollstrecker. Unser Coach war sehr zufrieden mit mir und Nicolas, der sich ebenfalls redlich bemühte, schaute anerkennend zu mir auf.

Schließlich passierte es, dass Thea in meinem Bett landete. Einmal nach dem Training unterhielten wir uns. Sie erzählte von einer Kunstaussstellung in der Innenstadt und ich tat so, als interessiere ich mich dafür. Da schlug sie vor, wir könnten zusammen dorthin fahren. Wir trafen uns dort, blieben aber nicht sehr lange und ich nahm sie mit zu mir. Sie war ein bisschen langweilig im Bett, aber sie gab mir das gute Gefühl von Geborgenheit, das mir noch gefehlt hatte. Sie hatte einen einigermaßen schönen Körper und ich begann, mich regelmäßig mit ihr zu treffen. Ich war nun nicht mehr alleine, was sich sichtlich positiv auf mein Befinden auswirkte. Wenn ich wieder einmal zu einem Auftragsmord loszog, dann hatte ich meistens ein beschwingtes Lächeln auf den Lippen und ich war völlig unbeschwert von den Lasten, die mein Dasein noch wenige Monate zuvor bestimmt hatten, nach meiner Exmatrikulation.

Abends saß ich häufig im „Dekrincolor“ und kam hin und wieder ins Gespräch mit verschiedenen Leuten. Wenn ich aber bemerkte, dass mein Gegenüber mir nicht bei meinem gesellschaftlichen Aufstieg dienlich sein könnte, dann drängte ich schon bald auf das Ende des Gesprächs. Bislang hatte ich allenfalls zwei nützliche Bekanntschaften gemacht. Ein Vorstandsmitglied eines größeren Bankeninstituts und einen Unternehmer im Maschinenbau. Es war zwar stets bei unverbindlichem Smalltalk geblieben, aber es konnte nicht schaden, wenn die richtigen Leute mein Gesicht schon einmal kannten. An einem Abend, nach meinem siebten Kill in der zweiten Klasse, saß ich eine gute Stunde alleine am Tresen, ehe sich ein Mann zu mir gesellte. Ich schätzte ihn auf Ende vierzig. Wir sprachen zunächst über Wein, dann über seinen eigenen Weinberg und schließlich über das Berufliche. Er war äußerst unglücklich und ließ mich daran teilhaben. Gute fünfzehn Jahre lang habe er als Generalexperte und Chefberater für sämtliche Fragen bei „Bushcraft und Hüderberg“ gearbeitet. Sofort wurde ich hellhörig und wollte mehr wissen. Tatsächlich hatte er das „Doctorat Total“ erfolgreich absolviert. Anschließend habe er eine Stelle gefunden und sich rasch nach oben gearbeitet. Unterdessen habe er eine wunderschöne ehemalige Kommilitonin geheiratet und sie hätten zwei Kinder bekommen. Schon bald hätte man ihn zum Chefberater gemacht. Alles lief nach Plan.

„Genau diesen Weg habe ich immer einschlagen wollen. Wie kommt es, dass sie heute so unglücklich sind?“, wollte ich wissen.

„Nun“, sagte er, „ich habe fünfzehn Jahre lang in dieser leitenden Position funktioniert. Ich gab Analysen und Expertisen ab, jettete von einem Kunden zum anderen, delegierte meine Mitarbeiter und hatte im Großen und Ganzen überragende Erfolge zu feiern. Freizeit hatte ich selten in all den Jahren. Meine Frau kümmerte sich fast alleine um unsere Kinder. Aber wir konnten uns alles leisten. Ich kaufte mir meinen eigenen Weinberg, den ich natürlich bewirtschaften ließ, wir fuhren einmal im Jahr für ein paar Tage in Urlaub und ließen es uns gut gehen. Wir hatten bald schon drei Autos, ein großes Anwesen und meine Frau war geschickt darin Freundschaften zu knüpfen und zu erhalten.“

„Dann war ja alles bestens.“

„Nein, das war es nicht. Vor zwei Jahren dann kam ich an einen Punkt, an dem ich nicht mehr konnte. Mir war klargeworden, dass mein Leben an mir vorbeizog, ohne Sinn. Sicher, ich sorgte dafür, dass das Internet-Start-Up seine zweistellige

Wachstumsrate halten konnte und dafür, dass das Traditionsunternehmen bald wieder schwarze Zahlen schrieb und so weiter, aber dabei blieb ich auf der Strecke. Nie fragte jemand nach meinen Wünschen und Bedürfnissen, niemand kümmerte sich um das, was ich wollte.“

„Natürlich nicht. Jeder weiß, dass es nichts besseres gibt, als den Posten als Chefberater zu haben.“

„Das ist aber ein Irrtum. Das Leben besteht aus mehr als aus Geld, Macht und Ansehen.“

Was für ein floskelhafter Blödsinn. Ich bemerkte, wie ich die Lust an diesem Gespräch verlor.

„Ich habe folgendes herausgefunden in all den Jahren: Die Leute arbeiten und streben nach mehr, sie suchen ihren Vorteil, weil sie im Kern unzufrieden sind, mit dem was sie haben. Wenn jemand wie ich, dann Chefberater ist und es keinen weiteren Aufstieg mehr gibt, dann erwarten alle von dir, dass du glücklich bist, denn wenn DU es nicht schaffst glücklich zu sein, wer sollte es denn dann schaffen? Und das ist der Knackpunkt. Selbst als Chefberater bin ich nicht dauerhaft glücklich geworden. Mittlerweile glaube ich, dass es so etwas wie dauerhaftes Glück gar nicht gibt. Wir wollen etwas haben, dass es nicht gibt und die meisten von uns rennen dem ein Leben lang nach. In mir selbst und meinem eigenen Befinden erkannte ich den Beweis für diese Gedanken. Ich hatte alles erreicht und trotzdem war ich unglücklich. Meine zwei Kinder waren zwar meistens gesund und auch relativ geschickt und klug, aber trotzdem quälte mich ihr Geschrei auf der Rückbank unseres Autos, wenn ich sie schon einmal sah, und es gelang mir nicht mehr eine echte emotionale Beziehung zu ihnen herzustellen. Meine Frau war zwar wunderschön, aber ich begann trotz allem an ihrer Liebe zu zweifeln.“

Der Mann war ein heruntergekommenes Wrack von einem Menschen. Sein eigenes Scheitern und seine eigenen Unzulänglichkeiten projizierte er auf die gesamte Menschheit.

„Schon bald hielt ich es nicht mehr aus und ich sah keinen anderen Ausweg mehr. Ich versuchte, mir das Leben zu nehmen, mit Schlaftabletten, doch man fand mich rechtzeitig. Wir konnten die Sache vorerst geheim halten. Niemand bei „Bushcraft und Hüderberg“ sollte davon erfahren. Doch die Beziehung zu meiner Frau hatte einen großen Vertrauensverlust erlitten und wir lebten uns weiter auseinander. Schließlich wollte sie die Scheidung. Ich verkräftete all das nicht mehr und

unternahm einen zweiten Suizidversuch. Ich wollte mich im Büro erhängen, aber ich wurde gestört, als ich mit der Schlinge um den Hals auf meinem Schreibtisch stand. Das sprach sich schnell im Betrieb herum und ich verlor meine Stelle. Man schickte mich zum Psychologen und besetzte meine Stelle neu. Von heute auf morgen war ich meine Arbeit los, hatte meine Familie verloren und war alleine.“

„Ja, das ist eine traurige Geschichte. Sie haben es einfach nicht geschafft dauerhaft mit der Verantwortung klarzukommen. Sie sind einfach nicht aus dem rechten Holz geschnitzt für so einen Job. Mir wäre es nicht so ergangen an ihrer Stelle. Ich wäre ein herausragender Generalexperte und Chefberater für sämtliche Fragen geblieben.“

Er war etwas beleidigt, weil ich die Wahrheit so direkt ausgesprochen hatte.

„Das hat nichts damit zu tun, aus dem rechten Holz geschnitzt zu sein. Das hat etwas mit großen Illusionen zu tun, die die Menschen sich machen. Das Leben ist nicht einfach, nur weil man mehr hat als andere und das Leben macht auch nicht mehr Spaß, nur weil man einen eigenen Weinberg hat. Es ist schwierig zu leben. Das Dasein selbst ist eine ungemein schwierige Aufgabe und es gibt nur sehr wenige Menschen, denen es gelingt, sie dauerhaft zu meistern. Irgendein Philosoph hat mal von ontologischen Problemen gesprochen, die uns begleiten. Da ist etwas Wahres dran.“

Ich konnte sein Gejammer kaum mehr ertragen. „Das sagen Sie ja nur, weil Sie gescheitert sind. Sie haben es nicht gebracht und jetzt sitzen Sie hier und spielen sich mit ihrer Scheiß-Möchtegern-Altersweisheit auf. Und das auch noch gegenüber einem Jüngeren. Ich habe noch etwas vor in meinem Leben. Ich lasse mich nicht runterziehen von ihrem Gerede. Man kann es schaffen und Geld, Macht und Ansehen sind wesentlich für ein schönes Leben.“

„Sie irren sich gewaltig, junger Mann. Es ist nichts mit alldem. Man hat zwar oberflächliche Vorteile, aber die sind teuer erkaufte. Durch moralische Korruptierbarkeit, durch Bestechlichkeit, durch verlogene soziale Beziehungen und so weiter. Ich bin jetzt raus aus alldem und ich sehe jetzt klar. Wahrscheinlich lebe ich nicht mehr lange. Ich habe schon oft über einen dritten Suizidversuch nachgedacht. Ich bin nicht krank. Es ist eine vollkommen gesunde Entscheidung sich aus dieser Welt zu verabschieden.“

„Warum tun Sie jetzt nicht einfach das, was Sie wollen. Nach fünfzehn Jahren als Chefberater sind Sie ja noch immer ein reicher Mann!“

„Es ist alles schal und leer. Selbst der teure Wein, den ich hier trinke, schmeckt mir nicht mehr. Wer einmal an der Spitze war, findet am Boden keine rechte Freude mehr. Er ist verdorben für das ganze Leben. Ich bin vollkommen lebensunfähig. Ich werde mich umbringen.“

„Wahrscheinlich wird es das Beste sein. Ich wünsche Ihnen noch einen guten Abend.“

Ich trank mein Glas Wein aus und verließ das „Dekrincolur“. In mir regte sich immer noch ein starker Widerstand gegen all das, was der Mann gesagt hatte. Er war ein gescheiterter Mensch. Ich wusste ja selbst, wie sich Scheitern anfühlt. Man gerät schnell in falsches Fahrwasser und ist betrübt. Aber man kann das alles überwinden, auch das wusste ich aus eigener Erfahrung. Man muss dem Licht entgegenschreiten mit erhobenem Haupt und all die Versprechungen, die man sich insgeheim im Leben gemacht hat, werden wahr werden. Trotzdem ich diese felsenfeste Überzeugung hatte, hallte dieser lebensfeindliche Nihilismus noch lange in mir nach und es gelang mir nicht recht, ihn vollständig abzuschütteln. Was, wenn er doch Recht hätte und sich all mein Streben und Trachten eines Tages als sinnlos entpuppen sollte? Diesen Gedanken konnte ich nicht zulassen.

Ich arbeitete weiterhin meine Aufträge ab, killte Zielperson um Zielperson, erlangte unterdessen die Platzreife beim Golfclub und trieb es hin und wieder mit Thea. Es ging mir dabei recht gut. Bald schon stand mein Aufstieg in die dritte Klasse bevor. Damit hätte ich Zugriff auf die bestbezahlten Aufträge, die es bei „Instant Killing“ nur gab. Ich beschloss, mir zu diesem Anlass ein Präzisionsgewehr anzuschaffen. Das würde sich bei den neuen Aufträgen sicher als nützlich erweisen. Es gab auch eine interne Richtlinie bei „ik“, die das empfahl, und der kam ich damit nach.

Im Golfclub lernte ich noch allerlei Menschen kennen, die Wenigsten waren aber wirklich interessant für mich. Die Meisten hatten zwar Geld, aber keinerlei Ambition etwas aus sich zu machen. Sie waren zufrieden mit ihrem Haus im besten Viertel der Stadt und ihrer Mitgliedschaft im Golfclub. Die aufstrebende Dynamik, die ich mir wünschte und mit der ich mich wieder umgeben wollte, fand ich hier nicht. Das hatte ich mir auch besser vorgestellt. Immerhin lernte ich kurz vor der Platzreife noch Theas Mann kennen. Bei ihm hätte ich vielleicht profitieren können, nach dem was Nicolas über ihn erzählt hatte. Ich unterhielt mich ein paar Minuten recht gut mit ihm.

Dabei ging es auch um seinen Sohn und ich konnte erreichen, dass ich bei der geplanten Vater-Sohn Golfrunde mit von der Partie sein durfte. Zumindest hatten wir das so vereinbart.

Unterdessen sah ich die Zeit gekommen, mir endlich ein angemessenes Automobil anzuschaffen. Alles übrige, was ich hatte kaufen wollen, hatte ich erworben: Anzüge, Freizeitkleidung, Schuhe, Flat-Screen, Möbel, Golfausrüstung. Was fehlte war einzig und allein ein starkes Kraftfahrzeug. Mir war bald klar, dass die meisten Modelle mich nicht hätten zufriedenstellen können. Ich brauchte etwas Besonderes, etwas das mich kennzeichnete als den erfolgreichen, aufstrebenden, dynamischen, jungen Mann, der ich war. Ein Gebrauchtwagen kam ebenfalls nicht in Frage und so suchte ich mehrere Autohäuser auf und ließ mir das obere Segment der aktuellen Produktpalette vorführen. Ich machte zahlreiche Testfahrten, aber das Wesentliche war für mich nicht das Fahrgefühl, sondern der optische Eindruck, den ein Auto beim Betrachter hinterließ. Auch die zahllosen technischen Daten interessierten mich nur am Rande. Die meisten Fahrzeuge verfügten in dieser Klasse über Motoren, die ich im Straßenverkehr ohnehin niemals ausreizen könnte und ob ein Motor nun drei Liter mehr oder weniger auf die hundert Kilometer verbrauchte, war mir auch vollkommen egal. Schließlich entschied ich mich für ein ausländisches Modell, das etwas exotisch anmutete in seinem Design, dabei aber stets elegant und äußerst geschmackvoll in seinem Erscheinungsbild blieb. Ich wählte eine weiße Lackierung, was ich nicht bereuen sollte. Als ich schließlich die Schlüssel überreicht bekam und mein neues Auto zum ersten Mal sah, da strahlte es mich mit einer solchen Freude und Makellosigkeit an, dass ich selbst ganz glücklich wurde. Das Fahren wurde dank diesem neuen Vehikel nun ein echtes Hobby für mich. Oft zog es mich am späten Abend, nach dem Berufsverkehr mit meinem Wagen auf die Schnellstraßen und Autobahnen, wo ich bisweilen mehrere Stunden damit zubrachte hin und her zu rasen. Dabei ließ ich Musik laufen und versank ganz in Gedanken, ließ mich vom Gefühl der schnellen Bewegung in einem komfortablen Gefährt in eine Glückseligkeit versetzen, die ich schnell zu schätzen lernte. Dass es Menschen gab, die gegen das Autofahren waren und höhere Benzinpreise forderten, war mir im Grunde genommen egal. Wenn sie die Benzinpreise anheben würden, dann gäbe es ja vielleicht weniger Verkehr und ich hätte die Straßen noch mehr für mich alleine. So hatte alles seine zwei Seiten. Die Kosten, die mir das Auto verursachte, nahm ich gerne in Kauf. Den

Kaufpreis hatte ich über eine 0,0 Prozent Finanzierung gelöst, bei einer Laufzeit von vierundzwanzig Monaten. Im Unterhalt war der Wagen zwar nicht ganz billig, aber ich verdiente ja auch nicht schlecht und konnte es mir leisten.

Mein erster Auftrag in der dritten Klasse bei „Instant Killing“ war gleich eine große Herausforderung. Das Ziel war niemand geringeres, als die Ministerin für Justiz. Ein hochbrisanter, politischer Mord also. Meine bisherigen Aufträge waren etwas später meistens im Polizeibericht erschienen, hatten aber keine große Aufmerksamkeit verursacht. Das wäre hier natürlich anders. Die Bezahlung war dementsprechend mit über einhunderttausend Währungseinheiten äußerst gut. Für diesen Auftrag nahm ich mir viel Zeit. Über mehrere Tage hinweg observierte ich das Anwesen der Ministerin, das gut bewacht war. Hier unbemerkt einzudringen war fast unmöglich. Auch das Ministerium stand unter ständigem Polizeischutz. Ich sah ihren öffentlichen Terminkalender durch. Dort tauchten immer wieder Termine für Veranstaltungen auf, an denen sie teilnehmen würde. Wahrscheinlich wäre eine solche Gelegenheit die beste Alternative. Um in Form zu kommen, trainierte ich pausenlos heimlich mit meinem neuen Präzisionsgewehr. Ich fuhr hinaus aufs Land, baute mir ein Ziel auf und versuchte meine Fehlerquote zu minimieren. Bald schon war ich ein sicherer Schütze. Ich entschied schließlich, dass ich den Auftrag bei einer Wahlkampfveranstaltung auf dem kleinen Marktplatz einer Gemeinde im Norden der Stadt zu Ende bringen wollte, denn ich hatte herausgefunden, dass es unmittelbar am Platz ein leerstehendes Gebäude gab, das erst in einigen Monaten renoviert werden sollte und vorerst unangetastet blieb. Mein Plan sah vor, dass ich mir in diesem Gebäude unbemerkt eine gute Schussposition einrichten würde. Beim Auftritt der Ministerin würde ich dann mit einem gezielten Schuss der Veranstaltung ein Ende setzen, um dann schnell und unbemerkt zu verschwinden.

Doch zuvor setzte mich Thea eines Abends, den wir gemeinsam verbracht hatten, darüber in Kenntnis, dass ihr Sohn die Platzreife nun auch erlangt habe und dass deshalb schon am Wochenende der Vater mit dem Sohn Golf spielen wolle und ich sei eingeladen daran teilzunehmen, wie das vereinbart gewesen war. Ich freue mich sehr darauf, gab ich zur Antwort und natürlich werde ich pünktlich da sein. Dann bat ich Thea noch ein gutes Wort für mich bei ihrem Mann einzulegen. Sie solle mich als

einen freundlichen, gebildeten und sympathischen Menschen darstellen, der sicher noch viel in seinem Leben erreichen würde. Thea versprach, ihr Bestes zu geben. Am vereinbarten Samstag Nachmittag dann fuhr ich pünktlich in meinem weißen Wagen vor, entlud mein komplettes Golfset aus dem Kofferraum und schlenderte auf das Clubheim zu. Theas Mann hatte mich dabei die ganze Zeit im Blick gehabt, denn er stand schon gemeinsam mit seinen Schlägern und seinem Sohn vor dem Clubheim und versuchte letzterem einige Feinheiten zu erklären. Wir kamen daher gleich ins Gespräch über mein Auto und er zeigte sich interessiert und wollte wissen, ob ich zufrieden damit sei. Sein Name war Georg. Das Golfspiel verlief sehr erfolgreich für mich. Als Anfänger erzielte ich ein sehr gutes Ergebnis und blieb nur zehn Schläge hinter Georg zurück. Sein Sohn dagegen schaffte es nicht einmal annähernd mit mir mithalten. In all der Zeit, die wir hatten, vom ersten bis zum achtzehnten Loch, plauderten wir über dies und das, auch über geschäftliches. Er war allem Anschein nach wirklich ein mächtiger Mann. Ich war bemüht, mich positiv darzustellen, um in seiner Gunst zu steigen und ich war eigentlich davon überzeugt, dass mir das auch gelungen war. Vielleicht könnte er mir später eine Stellung verschaffen, dachte ich. Für meine Zeit nach der Karriere als Freelance Contract Killer. Denn so glücklich ich zu dieser Zeit auch war, allmählich spürte ich, dass auf lange Sicht ein Mann, der intellektuell hochstehend war, so wie ich, einen anregenderen Job brauchte, einen, bei dem seine geistige Leistungsfähigkeit stärker ausgereizt wurde, wo der analytische Verstand noch stärker gefragt war. Ich hatte ernsthaft die Hoffnung, Georg würde mir eventuell helfen. Er zeigte sich ja auch durchaus nicht unbeeindruckt von meinem Golfspiel.

Als ich mich an einem anderen Tag wieder mit Thea traf, da wollte ich von ihr wissen, wie ich auf ihren Mann gewirkt hatte.

„Georg sagt, du seist ein neureicher Emporkömmling, ein Mann ohne feste Grundsätze, einer, der sich wie ein Fähnlein im Wind nach dem richtet, was ihm gerade opportun erscheint. Er befürchtet in der Tat, dass du es noch zu etwas bringen wirst, aber ihm selbst bist du zuwider.“

Und schon war diese kleine Hoffnung wieder zerplatzt. Während ich mit Thea schlief, dachte ich an diesem Abend immer wieder daran, wie Georg reagieren würde, wenn er uns so sähe und das erregte mich. Ein neureicher Emporkömmling sei ich. Pah!

Nachdem ich den Schuss abgefeuert hatte und die Justizministerin tot in sich zusammengesackt war, war ich gleich verschwunden. Rechtzeitig war es mir gelungen, mich mit meiner Ausrüstung abzusetzen und in meinem Wagen davonzufahren. Niemand hatte mich gesehen. Zu Hause setzte ich mich vor meinen 100 Zoll Flat-Screen und schaltete die Nachrichten ein. Es wurde natürlich berichtet von meinem erfolgreichen Anschlag. Ein Korrespondent berichtete live vom Ort des Geschehens, auch wenn es eigentlich nichts zu berichten gab. Alles war abgesperrt worden. Die Leiche war abtransportiert worden und die Leute waren nach Hause gegangen.

Später am Nachmittag gab es erste Stimmen aus der Politik zu den Geschehnissen. Schöberlein von den demokratischen Opportunisten war als erster vor die Presse getreten und hatte sein tiefes Mitgefühl mit den Angehörigen verkündet und von einer parteiübergreifenden Solidarität geredet. Andere taten es ihm nun gleich. Man vermutete allgemein, dass es sich bei dem Mord um eine Tat ausländischer Terroristen handeln müsse und viele zeigten sich bestürzt darüber, dass so etwas möglich gewesen war. Ich meldete den Erfolg bei „Instant Killing“ und ging später am Abend noch ins „Dekrincolor“, um meinen Triumph zu feiern.

In den Tagen nach diesem erfolgreich ausgeführten Auftrag begannen nun einige ungute Entwicklungen. Alles begann mit einem Magazinbeitrag im Fernsehen. Ein Journalist hatte von „Instant Killing“ erfahren und sich dann mit versteckter Kamera in den Betrieb eingeschleust. Sein Bericht enthielt Bilder vom Schießstand, zeigte eine kurze, motivierende Ansprache Eugens und außerdem Aufnahmen aus dem Büro von „ik“ und einem dort stattfindenden Beratungsgespräch. Der Bericht war tendenziös. Mit mysteriöser Musik, die etwas Bedrohliches suggerieren sollte, waren die Bilder unterlegt und der Sprecher sprach von einer Gefahr für den Rechtsstaat, die von „ik“ ausgehe. Abschließend wurden dann noch Polizeiberichte analysiert und der Journalist kam zu dem Schluss, dass ungefähr fünfzig Morde alleine in unserer Stadt in den letzten Wochen auf „Instant Killing“ zurückzuführen seien. Als der Bericht zu Ende war, wusste ich längst, dass meine Karriere als „Freelance Contract Killer“ damit nun ein jähes Ende gefunden hatte. Die öffentliche Reaktion würde dazu führen, dass die Politik aktiv wurde und die Behörden meinen Arbeitgeber hochnehmen würden. Das war mir klar. So liefen die Dinge nun einmal. Ich rief daher gleich bei „ik“ an und kündigte meinen Job und ließ alle Daten von mir vernichten.

Am nächsten Tag zeigte sich, dass ich mit dieser Entscheidung vollkommen richtig gelegen hatte. In den Nachrichten kam ein Bericht über eine Protestveranstaltung gegen „Instant Killing“. Menschen, die bis gestern nichts von diesem aufstrebenden, jungen Unternehmen gehört hatten, demonstrierten mit Transparenten und lauten Rufen gegen das Geschäftsprinzip. Es war zum Kotzen. Sigismund Hägele, der mittlerweile eine eigene Fernsehshow hatte, war auch unter den Demonstranten und kam im Beitrag kurz zu Wort. „Diesen Menschen fehlt die grundlegende Erfahrung und die Einsicht in das „Tat twam asi“, das jeder beim Anblick seines Gegenübers erkennen sollte. Ihnen fehlt Moral und Ethik und sie wissen nicht, wie man sich benehmen sollte.“ Andere, die gefragt wurden, meinten, dass es so nicht mehr weitergehen könne und dass sich etwas ändern müsse, namentlich müsse „ik“ sofort verboten werden und jeder solle seine gerechte Strafe erhalten. Ich ärgerte mich schwarz beim Anblick dieser Zustände. „Tat twam asi“ – schön und gut, aber wer dachte an die Wirtschaftsleistung und die Arbeitsplätze? Niemand von diesen Gutmenschen wollte bedenken, dass nun viele Menschen ihre hoffnungsvolle Arbeitsstelle verlieren würden, was die Wirtschaft wohl insgesamt schwächen würde. Sicher, „Instant Killing“ war ein überschaubarer Betrieb, aber gerade die kleinen und mittelständischen Betriebe sind doch häufig der Ort, an dem neue Dynamiken entstehen, an dem Wachstum generiert wird, an dem neue Zukunftschancen sich auf tun.

Auch die Politik wollte diese Einwände nicht sehen. In einer nach meinem Dafürhalten außergewöhnlich populistischen Reaktion sprachen die Vertreter der Ökologisch-Marxistischen Multikulturalismus-Partei am nächsten Tag von einem Verstoß gegen Menschenrechte und die staatliche Rechtsordnung und nur vierundzwanzig Stunden später waren die Büros von „ik“ gestürmt worden, Beweise gesichert und Mitarbeiter befragt worden.

Erst nach und nach realisierte ich, was das alles für mich bedeutete. Ich war wieder arbeitslos. Ich hatte nach wie vor keinen Studienabschluss. Ich würde auch in den kommenden Monaten meine Raten für die Möbel und meinen Wagen bezahlen müssen und außerdem noch die Miete für meinen Bungalow, sonst würde ich alles verlieren. Für ein paar Monate würde es noch reichen, da ich ja mit meinem letzten Auftrag ordentlich verdient hatte. Aber das Finanzielle war ja nur ein kleiner Teil

meines Problems. Das Schlimmste war, dass der Erfolg meines Lebenswegs nun wieder zur Disposition stand. Eine ganze Reihe, neuer, unwillkommener Widerfahrnisse kündigte sich an. Ich verstand die Welt nicht mehr. Nicht nur, dass ich mein Vertrauen in unser Bildungssystem verloren hatte, jetzt hatte ich auch noch das Vertrauen in die freie Wirtschaft verloren. Nichts funktionierte so, wie es sollte. Ich war ein Opfer der Umstände. Zuerst hatte ich meinen Studienplatz verloren, wegen lächerlicher Kleinigkeiten, dann hatte ich meinen Arbeitsplatz verloren, auf Grund einer Welle nicht nachzuvollziehender moralischer Empörung. Und nun? Ich stand wieder am Anfang.

Nicolas, mein Bekannter vom Golfplatz, rief an und wollte mich einladen mit ihm zu einer Podiumsdiskussion im Forum zu gehen. Es gehe um die Frage, ob der Mensch überhaupt jemals frei sein könne, solange er zur Erwerbsarbeit verpflichtet sei. Ich lehnte dankend ab. Ich fühlte mich schwach. Und das Thema der Diskussion klang wie Hohn in meinen Ohren. Ich mahnte mich zur Ruhe. Aber es fiel mir schwer, dieser Anordnung folge zu leisten. Gedanken an meine gestaltlose Zukunft verunsicherten und beunruhigten mich. Ich drohte erneut in eine ernsthafte Krise zu geraten. Es galt nun, nicht den Glauben an die eigenen Fähigkeiten zu verlieren. Ich wusste, dass ich intelligent und durchsetzungsfähig war. Wenn ich doch nur das Doctorat Total hätte, dachte ich. Für einen Moment spielte ich mit dem Gedanken, es mir einfach zu fälschen. Die notwendigen Kompetenzen besaß ich ja im Grunde genommen. Ich war einer der allerbesten Studenten gewesen und nur ein Studienjahr hatte mir gefehlt. Aber den Gedanken verwarf ich rasch wieder. Dann dachte ich darüber nach, mich selbstständig zu machen. Ich könnte eine eigene Unternehmensberatung gründen und durch die Qualität meiner Arbeit rasch neue Kunden gewinnen. Dafür hätte ich aber Startkapital benötigt und das hatte ich ja eben gerade nicht. Und ich wusste auch, dass ohne Doctorat Total kaum ein ernsthafter Kunde angebissen hätte. Es war zum Verrücktwerden. Wer ohne Abschluss und ohne Job ist, kann nur noch die lange Straße der Verlierer hinabschreiten und wird dort schließlich sein kümmerliches Ende als Call-Center Agent oder Staubsaugerverkäufer finden. Jetzt war es soweit. Die ultimative Desillusion drohte mich in eine neuerliche Depression zu stürzen. Ich saß am Abend in meinem noch neuen Ledersessel und war umwahrt von trübsinnigen Gedanken. Liebevoll glitt mein Blick an meinem Wohnzimmerschrank aus Tevtakona-Holz entlang. Warum durfte ich nicht einfach meinem Job als Freelance Contract Killer

weiter nachgehen? Ich hatte doch nichts falsches getan. Man hatte mich beauftragt, ich war zuverlässig, pünktlich und effektiv gewesen. Der Job war gut bezahlt und die Work-Life-Balance war sehr vorteilhaft gewesen. Heuchlerisch waren dagegen die Reaktionen der Öffentlichkeit gewesen. Einerseits wurde von der Dienstleistungsgesellschaft geredet und davon, dass der Service stimmen müsse und wenn das dann der Fall war, dann spielte plötzlich das sogenannte Gewissen der Menschen wieder eine Rolle. Vollkommen absurd war das. Ich rief Thea an und wollte, dass sie zu mir kommt. Sie konnte aber von zu Hause nicht weg. Georg war da und sie musste bleiben. Nun erinnerte ich mich wieder an den ehemaligen Generalexperthen und Chefberater für sämtliche Fragen bei „Bushcraft und Hüderberg“, den ich neulich im „Dekrincolur“ getroffen hatte. Wie er mir Vorträge über das illusorische dauerhafte Glück gehalten hatte. Das forderte mich nun heraus. Ich durfte diesem Mann nicht Recht geben, denn er hatte nicht Recht. Ich durfte den Glauben an eine gute Zukunft nicht wieder verlieren. Ich würde es schaffen. Ich würde es schaffen.

Und damit ging ich zu Bett und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Am nächsten Morgen beschloss ich, auf den Golfplatz zu fahren. Ich spielte alleine auf einem fast vollkommen leeren Platz. Wie langweilig dieser Sport doch eigentlich war. Dieses ewige Gestapfe über diesen künstlich wirkenden, fein gestutzten Rasen, der sich bis zum Horizont zu erstrecken schien. Und dann die unnötigen Schwierigkeiten. Ein Fehlschlag und der Ball verschwand im Sandbunker. Oder im Teich, oder im Gestrüpp am Waldesrand. Ich missachtete die Regeln mehrfach, weil ich schneller vorankommen wollte. Das Ergebnis war so zwar nicht aussagekräftig, aber das war mir egal. Warum hatte ich mir überhaupt dieses blöde Hobby ausgewählt? Immerhin hatte ich Thea und Nicolas auf diesem Wege kennengelernt. Aber was, wenn ich ihnen berichten würde von meiner Situation? Dann würden sie sicherlich keinen Kontakt mehr zu mir wünschen. Ich könnte mir dann ja auch schon bald den Mitgliedsbeitrag im Golfclub nicht mehr leisten.

Zuhause fand ich im Briefkasten einen Brief von meiner Mutter. Zuerst war ich versucht, ihn ungeöffnet ins Altpapier zu geben, aber dann triumphierte doch die Neugier. Ich las:

„Du hast uns, deinen Vater und mich, schwer verletzt. Wir leiden sehr darunter, dass du nichts mehr mit uns zu tun haben willst. Dein Vater würde das niemals zugeben, aber er ist in letzter Zeit häufig schlechter Laune und ärgert sich beim geringsten Anlass über alle Maßen. Ich selbst fühle mich oft verbittert und verlassen. Mit deinem Vater kann ich kein Gespräch mehr über dich führen, aber ich frage mich oft, was wir falsch gemacht haben mit dir. Wir haben dich nach bestem Wissen und Gewissen zu einem ganz normalen, jungen Mann machen wollen und verstehen nicht, wie es kommen konnte, dass du dich so seltsam verhältst. Ich würde mir wünschen, dass du dich eines Tages besinnst, dass du erkennst, dass wir es immer gut gemeint haben mit dir und dass du dich wieder bei uns meldest und um Verzeihung bittest. Du sollst wissen, dass ich dir jederzeit eine neue Chance geben würde und dich ja doch trotz allem immer noch sehr lieb habe. Ich hoffe es geht dir gut und du schaffst deinen Studienabschluss. Du kannst mir auch einfach einmal schreiben, wie es dir geht. Ich freue mich darüber.

Deine Mutter“

Ich zerknüllte das Papier gleich und warf es in den Müll. Als ob es meine Schuld wäre, dass sie alt und verbittert war, als ob ich dafür verantwortlich wäre. Als ob ich ein normaler, junger Mann sein sollte, der sich abfinden würde damit, dass er einer untergehenden, sozialen Schicht, dem bürgerlichen Mittelstand entstammte und ihm auf ewig angehören würde. Nicht mit mir. Eine neue Chance würde sie mir geben. Die alte Frau litt offensichtlich unter einer drastischen Verdrehung der Tatsachen. Ich wäre es, der eine zweite Chance gewähren müsste und ich dachte nicht einmal im Traum daran. Sie würden sich nicht ändern. Niemand ändert sich je. Sie werden auch in den letzten Jahren ihrer kümmerlichen Existenz keine Selbsterkenntnis gewinnen und traurig und enttäuscht in ihrem lächerlichen klein-karierten Leben verharren, davon war ich überzeugt. Ich schwor mir, dass ich alle weiteren Briefe, sollten denn überhaupt welche kommen, ungeöffnet entsorgen würde.

Am Nachmittag dachte ich darüber nach, mich als Contract Killer selbstständig zu machen, aber nachdem ich alle Vor- und Nachteile bedacht hatte, kam ich zu dem Schluss, dass das im Moment zu gefährlich sei. Frustriert fuhr ich aufs Land, um ein wenig mit meinem Präzisionsgewehr zu schießen. Das war befreiend und gab mir ein gutes Gefühl.

Doch am Abend war wieder alles beim Alten. Ich hatte keine Lust mehr etwas Essen zu gehen in einem der guten Restaurants, die ich in den vergangenen Wochen und Monaten regelmäßig besucht hatte. Ich hatte noch etwas Buchweizengrütze da und begnügte mich damit. Nach dem Essen widmete ich mich meiner Parfümsammlung. Ich war wieder kurz vor dem totalen Absturz und wollte es nicht wahrhaben. Bald würden wieder die Typen vom Arbeitsamt anrufen und mich zur Teilnahme am Arbeitsprogramm verpflichten. Was also sollte ich tun?

In den nächsten Tagen ging ich oft rastlos durch die Stadt, auf der Flucht vor mir selbst, auf der Flucht vor meiner ausweglosen Situation. Bei dem Gedanken, dass ich mein strahlend weißes Auto verkaufen müsste, verdrückte ich mehrfach einige Tränen. In einer U-Bahn sah ich ein wunderschönes, langbeiniges Mädchen, das Gummistiefel trug und auf dem Schoß eines jungen Mannes saß und ihm mit den Händen die Haare zerzauste. Später auf den Plätzen sah ich angehörige einer widerlichen links-faschistischen Subkultur. Ich sah Menschenmassen an mir vorbeiziehen, einen alten Mann, der die Exkremente seines kleinen Pudels mit einer Plastiktüte beseitigte. Das Leben ging einfach weiter. Mir fehlte das Gefühl etwas Besseres zu sein so sehr. Ich befand mich inmitten dieser Menschen und war nur eine weitere gescheiterte Existenz. Ich wäre bereit gewesen, hart an mir zu arbeiten. Für eine echte, faire Chance hätte ich alles gegeben.

Schließlich geriet ich in einen dieser Protestzüge. Tausende Menschen hatten sich versammelt, um gegen soziale Ungerechtigkeiten zu demonstrieren. Es war ekelhaft. Eine Ansammlung von Verlierern, die sich unter einer Haube von Solidarität zusammengefunden hatte, um über ihr Schicksal zu klagen. So war ich nicht. Ich gehörte nicht dazu. Ich musste mein Leben wieder in den Griff kriegen. Jeder musste sein Leben alleine in den Griff bekommen.

Am andern Tag war Thea bei mir zu Besuch. Nach dem Sex lagen wir noch eine Weile zusammen im Bett und unterhielten uns. Sie hatte angefangen von Politik zu sprechen. Die Ökologisch-Marxistische Multikulturalismus-Partei unternahm gerade, kurz vor den landesweiten Wahlen, einen neuerlichen Versuch die Steuersätze für Gutverdienende zu erhöhen und eine Vermögenssteuer einzuführen. Wir waren uns einig, dass die von den demokratischen Opportunisten angeführte Opposition das

unbedingt verhindern müsse. Ich war da auch ganz zuversichtlich. Schon einmal war das so gelaufen.

Dann sprach Thea das Thema „Instant Killing“ an. „Hast du davon gehört? Da gab es ein Unternehmen, das Menschen als Auftragskiller beschäftigt und bezahlt hat. Die haben alleine in unserer Stadt in den letzten Wochen über fünfzig Menschen umgebracht, vielleicht sogar die Justizministerin.“

„Ja, davon habe ich auch gehört“, sagte ich.

„Und das Krasseste ist ja, dass kein einziger dieser Morde aufgeklärt werden konnte. Sie haben die Büros gestürmt und nichts verwertbares gefunden. Die Firma hat ihren Sitz angeblich irgendwo im Ausland.“

„Ja, in einem kleinen Südseestaat, haben sie gesagt.“

„Mich hat das auf eine Idee gebracht.“ Sie kuschelte sich an mich und strich mit ihren Fingernägeln über meinen Oberarm. „Ich musste an Georg denken. Er ist fast immer unterwegs und interessiert sich überhaupt nicht mehr für mich. Und ihm gehört der ganze Besitz. Wenn ich mich scheiden lasse, bleibt mir nur ein winzig kleiner Teil. Aber wenn ich ihn umlegen ließe, dann würde mir alles gehören. Das gesamte Firmenimperium, das viele Milliarden wert ist.“

Ich verstand sofort, worauf sie hinaus wollte. Georg sollte ausgeschaltet werden und zwar durch mich. Die Idee gefiel mir. Georg war mir ohnehin unsympathisch, seit er mich als neureichen Emporkömmling abgetan hatte. Außerdem könnte Thea mir ja einen neuen Job verschaffen, wenn sie die Herrin über das Firmenimperium geworden wäre. Ich gab ihr einen Kuss.

„Glaubst du, du könntest Georg für mich töten?“ Und nach einer kleinen Pause: „Ich wäre dir unendlich dankbar.“

Ich bejahte und sagte, dass ich nach kurzer Vorbereitungszeit dafür bereit wäre. Sie lachte und schob sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. „Wunderbar. Nächste Woche ist Georg für zwei Tage zu Hause. Da kannst du zuschlagen. Ich sage dir bescheid.“

Mir war klar, dass das eine einmalige Chance war. Thea mochte mich allem Anschein nach und wenn sie bald richtig reich wäre, dann könnte ich davon nur profitieren. Meine Niedergeschlagenheit wich einem neuen Optimismus. Thea hatte vorgeschlagen, dass sie Georg unter dem Vorwand dringend mit ihm alleine reden zu müssen in den Wald locken würde, wo ich ihn dann problemlos umlegen könnte. Bis

dahin war es noch eine knappe Woche. Ich konnte nur hoffen, dass alles glattlaufen und Thea mir tatsächlich weiterhelfen würde.

Unterdessen lud Nicolas mich ins Theater ein und ich sagte zu. Überhaupt kam mein Leben langsam wieder etwas ins Gleichgewicht. Es sah ja alles so aus, als könnte ich mein Auto und meinen Bungalow behalten.

Am vereinbarten Tag dann rief Thea mich an. Sie schilderte mir den Weg, den sie mit Georg gehen wollte und nannte mir eine Uhrzeit. Sie würde noch einmal eine Kurznachricht versenden, wenn sie den Waldrand erreicht hätten. Ich wartete dort, unweit des Forstweges und blickte der Stadt entgegen. Als sie auftauchten, sah ich sie gleich. Das Wetter war ziemlich mies an diesem Tag. Es windete kalt und es fiel leichter Regen. Als sie den Waldrand erreicht hatten, kam die verabredete Kurznachricht. Ich eilte ihnen hinterher in den Wald hinein. Sie gingen in einem entspannten Spaziertempo und ich näherte mich allmählich an. Als ich bis auf fünfzehn Meter herangekommen war, zog ich meine HW17S Handfeuerwaffe. Dann spurtete ich so leise es ging noch einige Meter, legte auf mein Ziel an und feuerte. Der erste Schuss streckte Georg zu Boden. Ich rannte zu ihm. Thea wandte sich ab. Ihr wurde schlecht. Ich verpasste ihm eine weitere Kugel zwischen die Augen. Es war getan. Meine Waffe verbarg ich wieder unter meiner Jacke und forderte Thea noch auf, die Polizei zu rufen, ehe ich verschwand.

Natürlich erreichte die Polizei den Tatort viel zu spät. Ich war längst verschwunden und saß zufrieden in meinem Bungalow. In den folgenden Tagen wartete ich immer wieder auf einen Anruf von Thea. Sie müsste sich ja bei mir melden. Sie sollte sagen, dass ich alles richtig gemacht hatte und dass sie glücklich damit war. Das Ausbleiben einer solchen Nachricht erklärte ich mir damit, dass sie sich um die Beerdigung und alles weitere kümmern musste und dass sie ja auch eine ganze Weile lang glaubhaft trauern musste, vor allem ihrem Sohn gegenüber. Als nach einer Woche die Beerdigung längst stattgefunden hatte und Thea sich immer noch nicht gemeldet hatte, unternahm ich selbst den Versuch sie anzurufen. Sie nahm allerdings nie ab. So ging das einige Tage lang immer wieder und ich begann bereits, mir Sorgen zu machen. Ich fuhr persönlich bei ihrem Anwesen vorbei, traf aber auch dort niemanden an. Es machte den Anschein, als seien sie verreist. Erst einige Tage

später erreichte mich ein Anschreiben. Ein großer Umschlag. Er enthielt dreißigtausend Währungseinheiten in Bar, sowie einen kurzen Brief. Darin teilte mir Thea mit, dass sie ihren Sohn auf ein Internat geschickt hatte und selbst ins Ausland gefahren war. Sie werde wohl nie mehr wiederkehren und sie wolle mich auch nicht mehr sehen. Sie wolle ihr bisheriges Leben nun komplett hinter sich lassen und nicht mehr erinnert werden an ihren Ehemann und dessen Tod und alles, was damit zusammenhing. Um mir gegenüber Gerechtigkeit walten zu lassen, habe sie dem Brief einen angemessenen Betrag beigelegt.

Ich hätte kotzen können. Alles was ich mir ausgerechnet hatte an tollen Zukunftschancen war wieder verpufft. Thea wollte mich mit Dreißigtausend abspeisen und selbst mit den Milliarden ein glückliches Leben führen. Ich musste es einsehen, es gab nichts, was ich hätte tun können. Es war ein sehr ungutes Gefühl, das sich bei mir einfand. Irgendwie hatte sie es geschafft mich auszunutzen für ihre Zwecke. Von einer Frau derart missbraucht zu werden gefiel mir ganz und gar nicht. Das sollte mir eine Lehre sein. Immerhin bedeuteten die Dreißigtausend einen Aufschub um ein paar wenige Monate für mich. Eine Lösung war immer noch nicht gefunden.

An diesem Abend saß ich im „Dekrincolur“. Die Stunden vergingen und meine Gedanken wurden immer trüber. Ich war schon einigermaßen betrunken und hatte mit diesem Tag innerlich bereits abgeschlossen. Ich war kurz davor noch eine vorletzte und eine allerletzte Runde zu bestellen, um mich vollständig abzuschließen. Das hatte ich hier noch nie gemacht und ich wusste auch nicht, ob man mich nicht stattdessen vor die Türe setzen würde. Da spürte ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter. Ich wandte den Kopf und blickte in Thorstens Gesicht. Mein alter Studienfreund war ebenfalls hier. Eigentlich wäre das ein peinlicher Moment für mich gewesen, denn er hatte bestimmt von meinem Versagen gehört und war vielleicht insgeheim sogar ein wenig enttäuscht davon, dass ich mich nie bei ihm gemeldet hatte. Da ich aber betrunken war, war mir das egal. Ich begrüßte ihn und er setzte sich zu mir. Er erzählte, dass er erst gestern seine totale Abschlussarbeit fertiggestellt hatte. Damit hatte er es tatsächlich geschafft. Er würde das Doctorat Total erhalten. Neidisch sah ich ihn an. Ich hätte die ganze Welt in Stücke schlagen können in diesem Moment. Er wollte wissen, wie es mir gehe. Naja, sagte ich. Ich berichtete, dass ich mich ein paar Monate als Freelancer durchgeschlagen habe,

aber nun auf der Suche nach einer festen Anstellung sei. Man solle sich da aber gar keinen Illusionen hingeben, ohne das Doctorat Total würde ich in absehbarer Zeit wohl nichts finden. Ich jammerte von den hohen Kosten für Miete und Auto und muss insgesamt einen ziemlich erbärmlichen Anblick abgegeben haben. Thorsten nickte verständnisvoll. Er habe von meinem Aus an der Universität erfahren und er habe auch verstehen können, dass ich mein Praktikum bei „Bushcraft und Hüderberg“ abgesagt habe. Und dann machte er mir einen Vorschlag. Sein Vater hätte sein Geschäft mit Zierfischen aufgegeben und verkauft. Einen Teil des Erlöses würde er Thorsten schenken, damit dieser sich selbstständig machen könnte. Und da wäre er nun gerade dabei einen Geschäftsplan aufzustellen für ein eigenes Unternehmen. Eine Unternehmensberatung solle das werden und er hätte auch schon eine Partnerin gefunden, die das Doctorat Total an einer anderen Universität gemacht habe. Ich könne ja sein persönlicher Assistent sein und er würde mich ordentlich bezahlen. Ob das denn nicht gut klinge in meinen Ohren? Es klang natürlich furchtbar. Es war die ultimative Demütigung. Thorsten, den ich zeitweise weit überragt hatte in meiner akademischen Laufbahn, bot nun mir seine großzügige Hilfe an. Er klang dabei immer noch so seltsam, wie am ersten Tag. An seiner eigentümlichen Sprechweise hatte sich nichts verändert. Ich sollte ihm zu Diensten sein als sein Assistent. Er wollte mein Chef sein, mir die Arbeit zuteilen und hin und wieder wohlwollend anerkennen, dass ich mich ja ganz gut mache in dieser Stellung. Ich konnte es schon vor mir sehen. Es war vollkommen inakzeptabel. Andererseits, was hatte ich sonst für eine Möglichkeit? Ich wusste ja, wie chancenlos ich war. Niemand würde mir helfen ein menschenwürdiges Leben zu führen, so wie ich mir das vorstellte. Ich bestellte noch ein Viertel Wein und bemühte mich, nicht gleich alles zu verpatzen. Thorsten sagte, er verstehe es gut, wenn ich nicht gleich zusagen würde. Es hätte alles noch ein paar Tage Zeit. Er gab mir seine Karte und betonte zum Abschluss, er wisse ja, wie fähig ich in Wahrheit sei und er würde sich freuen, wenn ich auf das Angebot einginge. Ich blieb alleine zurück und nahm noch einen tiefen Schluck Wein. Ich musste kichern. Es war einfach zu absurd, wie perfide sich der Lauf der Dinge für mich abspielte.

In den folgenden Tagen dachte ich lange nach. Sollte ich auf Thorstens Angebot mit Ablehnung oder mit Dank reagieren? Im Fernsehen kam ein Bericht über den Parteitag der demokratischen Opportunisten. Sie hatten sich das Ziel vorgenommen

nach der unmittelbar bevorstehenden Wahl die Regierung zu übernehmen. Ihr Spitzenkandidat stellte sein Schattenkabinett vor, in dem auch Schöberlein einen Platz als Justizminister gefunden hatte. In den entscheidenden Tagen vor der Wahl wollten sie geschlossen auftreten und den regierenden ökologisch-marxistischen Multikulturalisten entgegenrufen: „Es kann so nicht mehr weitergehen. Es muss sich etwas ändern. Wählt die demokratischen Opportunisten!“.

Das war ganz offensichtlich populistisches Wahlkampfgebrüll, aber das musste auch sein, um die dumpfe Bevölkerung zu mobilisieren. Ich wünschte mir sehr, dass diese Partei an die Macht käme, am besten in einer Koalition mit der liberalen Partei für Wirtschaftswachstum, Innovation und Freiheit, denn dann würden sich schon bald stabile Verhältnisse einstellen, ganz so, wie ich das immer befürwortet hatte. Beim Anblick der Leute, die sich auf Wahlkampfveranstaltungen zusammenfanden, machte ich einmal mehr die Feststellung, dass das Volk in seiner großen Mehrzahl doch über alle Maßen hilflos und orientierungslos war. Später las ich in einem Nachrichtenmagazin einen Bericht darüber, dass der Markt für Unternehmensberatungen zur Zeit sehr schwierig sei und es für Neugründungen kaum eine realistische Chance gäbe. Die alteingesessenen, großen Player, allen voran „Bushcraft und Hüderberg“, würden das Geschäft dominieren. Ich blätterte weiter. Die Bestsellerliste Sachbuch. Unter den zehn meistverkauften Büchern befanden sich sieben Ratgeber zu einem besseren Leben. Die Menschen mussten wirklich sehr ahnungslos und hilflos sein. Und da kam mir ein Geistesblitz. Ich begann die Fakten, wie sie offen vor mir lagen, zu analysieren und kam zu einem eindeutigen und, wie ich noch heute meine, brillanten Fazit. Ich überdachte alles noch einmal gründlich, wägte mögliche Einwände gegeneinander ab, nur um schlussendlich um so überzeugter von meiner Idee zu sein. Dann rief ich Thorsten an. Ich müsse ihn dringend sprechen. Jetzt hatte ich die Lösung gefunden.

„Thorsten, die Zeiten stehen schlecht für neue Unternehmensberatungen. Das weißt du.“

„Ich glaube daran, dass wir uns letztendlich durchsetzen können, weil wir Qualität anbieten können und motiviert sind.“

Ich musste ihn überzeugen. „Gegen die Großen gewinnen wir kein Land. Ich habe eine deutlich bessere Idee, eine Idee, die Millionen wert ist, weil sie einfach ist und Millionen, ja Milliarden von Kunden einschließt.“

Jetzt war er schon etwas neugierig und ich konnte beginnen, ihm meine Idee zu verkaufen.

„Wir müssen keine Unternehmensberatung gründen. Davon gibt es schon viel zu viele und das Geschäft findet auf einem hart umkämpften Markt statt. Die Aussichten sind durchwachsen. Was wir stattdessen gründen sollten ist die erste Beratung für Privatpersonen. Wir müssen die Menschen davon überzeugen, dass es unnormal ist, ein Leben ohne professionelle Beratung zu führen. Wir müssen ihnen klarmachen, dass eine Beratung durch Experten ihnen alle schwierigen Entscheidungen erleichtert und sie von der oft erdrückenden Verantwortung entlastet. Ich habe die Chancen eines solchen Unternehmens kalkuliert. Wenn man berücksichtigt, wie sehr die Menschen sich heute nach Orientierung sehnen, wie sehr sie oft verunsichert sind, dann könnten wir, eine geeignete Marketingkampagne und hervorragend geschulte Mitarbeiter vorausgesetzt einen gigantischen Markt erschließen. Wir könnten dann weiterhin ein Netzwerk aus Experten und ausgebildeten Fachkräften aufbauen. Ein Beispiel: Eine verheiratete Frau kommt in unsere Beratung, weil es in der Ehe nicht mehr so läuft. Wir beraten sie fachgerecht, wägen Pro und Contra ab und raten ihr schließlich zur Scheidung. Dann können wir diese Kundin intern weitervermitteln an einen mit uns kooperierenden Scheidungsanwalt. Und das ist nur ein Beispiel. Ich sehe da gigantische Möglichkeiten. Das Leben allgemein ist oft voller Schwierigkeiten, aber wir können sie lösen. Wir räumen die Steine aus dem Weg. Und natürlich würden wir dann auch Spezialberatungen anbieten, etwa für Eltern, die nicht wissen, auf welche Schule sie ihr Kind schicken sollen, oder an junge Menschen, die sich nicht allein für ein Studium entscheiden können. Es muss der Standard werden, dass die Menschen sich vor größeren Entscheidungen gegenseitig zu einer Beratung in unserem Unternehmen raten. Wir werden Wachstumsraten erzielen, die es noch nie zuvor gab. Die Ausbildung unserer Mitarbeiter muss allmählich standardisiert und normiert werden, wir sollten vor allem auf studierte Leute, etwa Psychologen oder Pädagogen zurückgreifen. Es muss alles seriös sein.“

Thorsten geriet ins Nachdenken. Meine Idee schien ihn zu reizen, zumal ich sie voller Enthusiasmus vorgetragen hatte. „Aber was, wenn die Leute das nicht wollen, was wenn sie ihre Entscheidungen lieber alleine treffen?“

„Die meisten Menschen können das nicht oder wollen das nicht. Wir werden die professionelle Alternative sein zum wohlgemeinten Ratschlag aus dem

Freundeskreis. Wir arbeiten auf wissenschaftlicher Basis, wir geben die besseren Ratschläge! Alle Menschen oberhalb der mittleren Unterschicht werden zu uns kommen und für Umsatz sorgen“ Eigentlich wollte ich noch sagen: „Wir nutzen die Dummheit der Menschen aus, wandeln ihre Überforderung mit der modernen Welt in unseren Profit um!“ Aber das hätte nicht positiv genug geklungen.

Thorsten schien überzeugt. Er wolle sich Gedanken dazu machen. Meine Idee hätte sicherlich Potential. Er müsse auf jeden Fall auch noch mit Annika sprechen. Sie sei seine Partnerin für die Unternehmensgründung. Er habe ihr bereits fest versprochen, sie einzubinden. Er wolle sich dann wieder bei mir melden.

Jetzt war der Durchbruch nah. Wenn Thorsten auf meine Idee eingehen würde, dann würde ich durchsetzen, dass man mich als Ideengeber am Unternehmen beteiligt. Dann wäre ich ein Geschäftsführer und da die Idee wirklich sensationell gut war, wäre ich schon bald ein steinreicher Mann. Es dauerte zwei Tage, dann rief Thorsten mich an. Er lud mich ein Wochenende lang ein in das Wochenendhaus seines Vaters, um gemeinsam mit Annika alles weitere zu besprechen. Ich packte also am Freitagabend meine Sachen in den Wagen und machte mich auf den Weg.

Das Wochenendhaus lag an einem See, abgelegen, am Rand einer kleinen Ortschaft. Die Zufahrt war jedoch gut asphaltiert. Ich bezog dort ein eigenes Zimmer mit Bad. Annika sollte erst am Samstagmorgen eintreffen. So verbrachte ich den Freitagabend alleine mit Thorsten. Ich war bester Stimmung und voller Zuversicht. Thorsten erzählte, dass Annika sofort begeistert von meiner Geschäftsidee gewesen sei. Er selbst hätte aber noch ein etwas ungutes Gefühl dabei. Man würde mit so einem Plan doch eigentlich auf die Dummheit der Leute bauen, sagte er und das fühle sich für ihn irgendwie nicht gut an. Ich versuchte ihm diesen Gedanken auszureden, indem ich den unbestreitbaren Nutzen einer privaten Lebensberatung herauszustellen bemüht war, doch so ganz konnte ich ihn nicht überzeugen. Es war nun wichtig, dass ich meine klare Linie beibehalten würde. Thorsten war immer schon schwächer gewesen als ich und zur Not musste ich ihn eben ein bisschen übertölpeln. Er war schon ein guter Freund und ich war froh, dass ich ihm wieder begegnet war. Wir tranken den ganzen Abend lang aus dem Spirituosenschrank von Thorstens Vater und redeten über verschiedene Dinge. Thorsten erzählte von der totalen Abschlussarbeit, die er verfasst hatte und wie sehr er doch von seinem

Seminar zur parakonsistenten Logik profitiert habe und so weiter. Ich redete über mein Auto und meine Möbel aus Tevtakona-Holz, meinen Bungalow und das Golfspiel.

Am nächsten Morgen traf Annika ein. Sie trug eine weiße Bluse und ein schickes Kostüm in dunkelblau. Ihre braunen Haare fielen in einer schönen Welle um ihre Schultern und ihre Zähne waren strahlend weiß, wie mein Auto. Sie gefiel mir sofort. Um ihre Lippen zeichnete sich ein Lächeln ab, das Siegesgewissheit bedeutete, vielleicht lag auch ein wenig Hohn für ihre Mitwelt darin. Es war in jedem Fall sehr anziehend. Wir redeten mehrere Stunden lang über die groben Züge unseres Businessplans. Annika machte dabei einige gute Einwürfe und produktive Vorschläge, aber die meisten Ideen stammten natürlich von mir. Noch vor der geplanten Mittagspause waren wir uns einig, dass wir „Private Life Consulting“ gründen würden, die erste Beratung für Privatpersonen und deren unmittelbares Leben. Ein Streitpunkt blieb jedoch noch offen. Den wollten wir erst am Nachmittag besprechen. Und zwar ging es darum, wer von uns welchen Anteil am Unternehmen erhalten sollte. Mein Vorschlag war vierzig Prozent für Thorsten, als Geldgeber, vierzig Prozent für mich, als Ideengeber und zwanzig Prozent für Annika als Partnerin. Als ich das später am Tag so vorschlug war Thorsten zunächst einverstanden. Doch bei Annika stieß ich auf Widerstand. Sie forderte ein Drittel für jeden. Wir diskutierten lange darüber, viele Stunden lang. Es bereitete mir Freude mit Annika zu verhandeln. Sie war hart und nicht bereit auch nur einen Millimeter ihrer Position preiszugeben. Aber ich war genauso. Schließlich war es schon so spät, dass Thorsten sich ins Bett verabschiedete und verkündete, dass wir am nächsten Tag zu einem Kompromiss finden würden. Ich war plötzlich allein mit Annika. Wir sahen uns lange Augenblicke schweigend in die Augen. Wir waren genau gleich, sie und ich. Wir wollten beide unseren Vorteil, koste es was es wolle. Ein Knistern lag zwischen uns, eine starke Energie. Als ich den Mund aufmachen wollte, um die Diskussion von vorne zu beginnen, stand sie auf und kam an meinen Platz. Zielgerichtet kam sie auf mich zu, beugte sich vor mir auf den Boden, öffnete mit einem Ruck meinen Gürtel, meine Hose und zog sie herab. Sie erregte mich, wie selten etwas zuvor mich erregt hatte. Sie nahm meinen erigierten Penis in den Mund und begann ihn mit ihrer Zunge zu umkreisen. Sie machte das alles mit großem Engagement und sehr geschickt. Ich fuhr ihr mit der Hand über das Gesicht und die Haare und stöhnte leise. Ich war tief in

ihrem Mund, als ich schließlich kam und vollkommen beglückt auf sie niedersah. Sie schluckte, dann stand sie wieder auf. Ich stand da, mit heruntergelassenen Hosen und sie packte ihre Sachen zusammen und sagte zum Abschied noch: „Ein Drittel, für jeden!“

Ich benötigte noch einige Minuten, um das Erlebte zu verarbeiten. Jetzt verstand ich, was all das Gerede von starken Frauen zu bedeuten hatte. Sie war einfach umwerfend. Eine Frau, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte, dass sie existierte.

Am nächsten Morgen beschlossen wir, das Unternehmen zu dritteln. Annika und ich waren zufrieden, Thorsten machte einen etwas müden Eindruck, aber ich dachte, er wäre innerlich sicher auch glücklich. Es dauerte dann noch einige Wochen bis zur Vertragsunterzeichnung. Eine lange Zeit, in der ich oft an Annika denken musste. Danach ging aber alles ganz schnell. Innerhalb weniger Monate fanden wir eine geeignete Immobilie für unser Unternehmen, mit großzügigen Büros für die Geschäftsführung und hellen Räumen für die Beratungsgespräche. Wir führten viele hundert Einstellungsgespräche, bis wir allmählich einen Stamm aus Mitarbeitern hatten, mit dem wir arbeiten konnten. Zu Beginn war alles natürlich noch nicht so eingespielt und wir boten daher zunächst für einzelne Versuchskunden Gratisberatungen an. Als alles zufriedenstellend lief starteten wir eine Anzeigenkampagne in allen seriösen Tageszeitungen und im Internet. Der Erfolg stellte sich rasch ein. Über Mund-zu-Mund-Propaganda und weitere Werbemaßnahmen im lokalen Fernsehen gelang es uns, unseren Kundenstamm so stark zu vergrößern, dass wir schon nach wenigen Monaten beschlossen, zu expandieren. Unsere Beratungen waren gefragt, wie ich es vorhergesehen hatte. Wir bildeten nun fünfzig neue BeraterInnen aus und mieteten weitere Standorte an. Niemand, der in unserer Stadt etwas auf sich hielt konnte mehr ohne Beratung sein, das war klar. Für die Premiumklasse unserer Kunden führten wir spezielle Services ein, etwa die Beratung zu Hause oder die zeitgleiche Beratung durch ein ganzes Team von Experten. Unser Umsatz war schnell im Bereich über einer Million Währungseinheiten und wir fuhren satte Gewinne ein. Natürlich glaube ich auch, dass wir von Anfang an vielen Menschen helfen konnten ein einfacheres und glücklicheres Leben zu führen. Für jedes Problem gab es von uns einen kompetenten Lösungsansatz. Insgeheim dachte ich oft, welch ein Glück es doch war, dass die Menschen alle so schwach waren und dass ich einen Weg gefunden hatte,

das auszunutzen. Annika war auch sehr glücklich mit dem Verlauf des Geschäfts. Verbunden durch unseren gemeinsamen Erfolg entwickelte sich zwischen uns eine enge Beziehung, nach zwei Monaten gaben wir Thorsten bekannt, dass wir von nun an ein Paar seien. Thorsten freute sich zwar über die schwarzen Zahlen, die wir schrieben, aber es ging ihm gesundheitlich nicht sehr gut. Nach zwei weiteren Monaten musste er aufgrund einer starken Depression in klinische Behandlung. Er war eben schon immer schwächer gewesen als ich. Wir besuchten ihn einmal in der Klinik, einem sehr tristen Ort. Er musste für viele Wochen dort bleiben und starke Medikamente einnehmen. Ich nutzte die Gelegenheit und überredete ihn, seine Anteile an „Private Life Consulting“ zu verkaufen. Man könnte natürlich behaupten, ich hätte meinen Freund über den Tisch gezogen und in der Tat, war der Preis, den wir für Thorstens Anteil zahlten sehr gering, aber Thorsten konnte sich in dem Zustand ohnehin nicht mehr um den Betrieb kümmern und er musste nun ja auch nicht in Armut leben. Annika und ich teilten den Betrieb in zwei gleich große Anteile und führten ihn von nun an gleichberechtigt. Nach einem Jahr erhielten wir den staatlichen Innovationspreis und hatten Beratungszentren in der ganzen Stadt und planten nun unsere weitere Expansion.

In der Zwischenzeit hatte es sich ergeben, dass Annika zu mir in meinen Bungalow gezogen war. An den Wochenenden spielte ich regelmäßig eine Runde Golf mit Nicolas und die Regierung, die die demokratischen Opportunisten inzwischen mit einer absoluten Mehrheit bildeten, sorgte für Ruhe im Land. Über angebliche Probleme, wie die hohe Staatsverschuldung und eine wachsende Unterschicht wurde souverän hinwegregiert. Alles war gut. Meine Eltern hatten sich nicht mehr gemeldet, die Freizeithemden, die ich mit Selina gekauft hatte, hatte ich im Hausmüll entsorgt und die Internetseite von Diana Überbitch frequentierte ich nur noch selten.

Dann, einmal erhielt ich eine Einladung von Nicolas. Man habe ihn gebeten bei einer Filmpremiere einen kleinen einführenden Vortrag zu halten und er habe noch ein paar Eintrittskarten für diese Veranstaltung übrig. Ob Annika und ich denn nicht Lust darauf hätten, mitzukommen. Was für ein Film das sei, wollte ich wissen. Ein unbekannter, junger Filmemacher, der seinen ersten Film präsentiere, der Name wolle ihm gerade nicht einfallen. Nicolas selbst habe den Film auch noch nicht gesehen, die Premiere sei in drei Wochen. Ohne lange nachzudenken sagte ich zu.

Erst am Abend der Film Premiere verstand ich, dass es sich bei diesem unbekanntem, jungen Filmemacher um meinen ehemaligen Nachbarn Xaver Weihersbach handelte. Er hatte den größten Saal in einem bekannten Kino gemietet und zahlreiche Gäste geladen, die auch fast alle gekommen waren. Xaver Weihersbach begrüßte das Publikum, namentlich einige wichtige Journalisten und Kritiker, mit einer kurzen Ansprache, er war dabei ganz offensichtlich sehr nervös. Dann hielt Nicolas seinen einführenden Vortrag. Ich kann mich kaum noch an das Gesagte erinnern, es war in jedem Fall vortrefflich, klang sehr gebildet und sehr gut formuliert. Dass in unserer Zeit das Sein in der Wahrnehmung immer stärker abgelöst werde durch das Werden, hatte er gesagt und dass dieser Film mit dem Titel „Autobahn 243“ uns nun die Möglichkeit gebe, das Sein wieder ganz nah zu erfahren. Außerdem sprach er noch von Naturverlust und davon, dass die Autobahn ein vielschichtiges Symbol sei.

Dann begann der Film. Minutenlang schlich die Kamera über halb-verlassene Autobahnraststätten. Dazu erklang dezente Musik. Schließlich hob die Kamera ab und begann über die Autobahn 243 zu schweben. Die Automobile rauschten eines nach dem anderen durch den Bildausschnitt. Später war es Nacht geworden. Das mussten die Bilder sein, die Xaver Weihersbach in seiner Vision gesehen hatte. Kilometerlange Ketten aus Scheinwerfern folgten der Spur der Leitplanken. Und dann wieder eine Raststätte mit Tankstelle und eine Baustelle auf der rechten Spur und alles wieder von vorne, leicht verwandelt. Die Autobahn 243 in Bewegung aus nur allen erdenklichen Perspektiven. Im zweiten Drittel des Films, nach fast zwei Stunden also, wurde nun auch noch das tragische Schicksal der Wanderschildkröte im Umkreis der Autobahn 243 beleuchtet. Ein junger Mann, der sich für die Sicherheit der Kreatur einsetzte, kam zu Wort und es wurden einige schockierende Bilder von rücksichtslos getöteten, plattgefahrenen Wanderschildkröten gezeigt. Dann zum Abschluss des Films wieder detailgenaue, hochaufgelöste Flugaufnahmen und eine Steigerung der Intensität auf der Ebene der orchestralen Musikbegleitung. Ich langweilte mich sehr in diesen zweieinhalb Stunden. Eine Autobahn ist nur dann ein interessanter Ort, wenn man mit seinem eigenen Auto darüber hinweg brausen kann. Die Kontemplation erhellt nichts. Annika sah das ganz ähnlich, aber wir waren weitestgehend isoliert mit unserer Meinung. Nach dem Abspann gab es einen lang anhaltenden Applaus, der Film war ein voller Erfolg. Ich wusste noch nicht mit welcher Schwachheit der menschlichen Natur diese Reaktion zu erklären sei, aber

dass es eine geben musste, war mir klar. Wir verließen den Kinosaal gemeinsam mit den anderen Zuschauern. Draußen waren Stehtische aufgebaut worden, es gab Champagner und Häppchen für alle. Wir blieben daher noch eine Weile. Nicolas entdeckte uns und gesellte sich zu uns. Ich beglückwünschte ihn zu seinem einführenden Vortrag. Er kam auf die Idee, uns dem Filmemacher vorzustellen. Ich wehrte ab, ich kenne ihn schon. „Umso besser“, meinte Nicolas und gab uns ein Zeichen, ihm zu folgen. Xaver Weiherbach stand, umgeben von einer Menschentraube, an einem der Stehtische. Da war zunächst kein Durchkommen. Wir blieben am Rande stehen und hörten den Gesprächen zu. Jemand befand, dass es ein genialer Schachzug gewesen sei, das bewegende Schicksal der Wanderschildkröte mit in den Film aufzunehmen. Xaver Weiherbach stimmte dem zu und verwies darauf, dass er auch nur deswegen staatliche Fördergelder für seinen Film erhalten habe. Jemand wollte ein Autogramm, ein anderer wollte ein Foto mit Xaver Weiherbach. Er kam diesen Wünschen nach und war sichtlich glücklich dabei. Da entdeckte er mich. Grenzenlose Freude ergriff ihn. Er breitete die Arme aus, kämpfte sich durch die umstehenden Menschen hindurch und kam direkt auf mich zu. Mit einer sogenannten herzlichen Umarmung begrüßte er mich. Nicolas erzählte von unserer Bekanntschaft, was Xaver Weiherbach freute. Die Menschen scharten sich nun um uns und ich sagte, ich kenne Xaver noch aus seinen Anfangszeiten als Künstler und habe schon immer ein großes Talent in ihm gesehen und umso glücklicher sei ich nun, diesen vollendeten Film sehen zu dürfen. Xaver Weiherbach war betäubt vor Glück und sprach gleich von neuen Projekten, die er umsetzen wolle, beispielsweise einer Performance, die neo-inglorunäische Lyrik und Barrenturnen verbinden soll. Er war nach wie vor der Wirrkopf von damals, nur hatte er jetzt Erfolg. Die Kunst hat ja nun auch einige ganz bedeutende soziale und kulturelle Funktionen und es schmeichelte mir, mit einem wichtigen Künstler bekannt zu sein. Lange standen wir an diesem Abend noch beisammen. Viele Menschen klopfen Xaver Weiherbach auf die Schulter, einige machten ihm Komplimente. Vettenich, der junge Nachwuchspolitiker war auch da. Er erkannte mich gleich wieder und berichtete mir davon, dass er nun eine Stelle als persönlicher Referent im Justizministerium unter Schöberlein habe und dass es nicht unwahrscheinlich sei, dass er schon nach der nächsten Wahl ein eigenes Mandat erhalten könnte. Ich bemühte mich, ihn nicht zu mitleidig anzusehen, schließlich war ich nun ein erfolgreicher Geschäftsmann und er nur eine Randfigur im politischen Betrieb. Wir

verabredeten in Kontakt zu bleiben. Man kann ja nie wissen, zu was einem solche Verbindungen noch einmal dienen können. Xaver Weiherbach musste ich versprechen sein nächstes Projekt als Sponsor zu unterstützen. Fünzigtausend Währungseinheiten. Aber es gefiel mir, als Mäzen zu gelten. Die umstehenden Menschen bejubelten meine Zusage. Annika machte wie immer eine sehr gute Figur an meiner Seite. Selbstbewusst und stark zog sie die Blicke auf sich. Ich beglückwünschte Xaver Weiherbach nochmals, zum Abschied, und er lächelte glücklich in sich hinein. Die Kritiken am nächsten Tag waren alle positiv und vielfach wurde das bewegende Schicksal der Wanderschildkröte im Umkreis der Autobahn 243 erwähnt.

Annika und ich erhielten nun regelmäßig Einladungen zu verschiedenen kulturellen und gesellschaftlichen Veranstaltungen und wir nahmen sie häufig wahr. Wir vergrößerten unseren Bekanntenkreis rasch. Wir gehörten nun zur gesellschaftlichen Elite.

Unser Unternehmen „Private Life Consulting“ entwickelte sich prächtig. Noch vor Jahresabschluss schlug Annika vor, ins Ausland zu expandieren und natürlich hatte sie Recht.

Wir haben seitdem jedes Jahr hohe zweistellige Wachstumsraten. Dabei arbeiten wir äußerst profitabel und sind in jeder Hinsicht erfolgreich. Unsere Mitarbeiter sind überdurchschnittlich zufrieden und unsere Kunden würden uns fast immer weiterempfehlen. Es gibt schon erste Kunden, die ohne unsere Beratung nicht mehr in der Lage sind, sich für eine der zahlreichen Mineralwassermarken im Getränkehandel zu entscheiden. Der langfristige Erfolg scheint sicher.

Ich selbst bin vollkommen zufrieden mit meiner Stellung als Geschäftsführer dieses zukunftssträchtigen Unternehmens und mit meinem außerordentlich hohen Verdienst. Meine Beziehung mit Annika könnte nicht schöner sein. Ich liebe sie wirklich sehr, manchmal mache ich es ihr sogar mit der Zunge. Vor einem Jahr haben wir geheiratet.

Eines will ich noch korrigieren, denn ich kann es nicht so unkommentiert stehen lassen. Das Leben ist keineswegs eine fortlaufende Ansammlung unwillkommener

Widerfahrnisse. Das war nur so dahingesagt in einem Moment der Verzweiflung und dass ich das jemals denken konnte, beschämt mich ein wenig. Die Wahrheit ist - und davon war ich im Grunde immer überzeugt - dass diejenigen, die aus dem rechten Holz geschnitzt sind, diejenigen die nicht aufgeben und bereit sind zuzupacken, wenn sich ihnen eine Chance bietet, dass diese Menschen ihren Weg gehen werden und ihnen der Erfolg auf halber Strecke entgegenkommen wird. Krisen kann man überwinden, man muss sich in solchen Zeiten stählen, um dann nur umso entschlossener seine Entscheidungen treffen zu können. Dann kann man auch dauerhaft glücklich werden, in sich ruhen und das Leben genießen. Denn es gibt viele Dinge, die ich genießen sollte. Der monatliche Kontoauszug zum Beispiel, ein Glas Champagner in guter Gesellschaft, die Fahrt mit dem eigenen Wagen über eine Autobahn, der Sex mit meiner wunderbaren Frau und der morgendliche Blick in den Spiegel, aus dem mir ein erfolgreicher, selbstbewusster Macher, ein wichtiger Mensch unserer Zeit entgegenlächelt.